Heinrich Smidt's
Erzählungen.

Erster Band.

3448

Enthält:

1. Der Bewohner des Rammelsbergs. Erzählung in 15 Capiteln, benannt nach den 15 Queerstraßen der großen Friedrichsstraße in Berlin.
2. Spiel des Schicksals.

Berlin und Hamburg bey E. H. G. Christiani.

Druck von J. B. Appel in Hamburg.

Heinrich Smidt's
Erzählungen.

Erster Band.

Herausgegeben

von

C. W. Dannenberg.

Berlin und Hamburg
bei
E. H. G. Christiani.

Gedruckt bei J. B. Appel in Hamburg.

Denen

Subscribenten,

welche

die Herausgabe

geneigtest beförderten,

dankbarlichst zugeeignet.

Vorwort.

Die Erzählung „der Bewohner des Rammelsbergs" ward in Berlin in einem Familienzirkel durch die Aufgabe veranlaßt:

> binnen gewisser Frist eine zusammenhängende Geschichte zu schreiben, in welcher alle Queerstraßen der großen Friedrichsstraße benannt seyn müßten.

Der Verfasser löste diese Aufgabe viel früher und seine Erzählung fand Beifall.

Die kleinere Erzählung: „Spiel des Schicksals ist älter, in Altona geschrieben und früher in der Hammonia abgedruckt. Herausgeber hat dieselbe absichtlich gewählt, um den geneigten Leser aufmerksam zu machen, daß diejenigen ältern Aufsätze und Gedichte, welche sich in der Hammonia Smidt von Altona und die neuern, welche sich in der Dresdener Abendzeitung, dem Mitternachtsblatt und in der Biene Heinrich Smidt unterzeichnet befinden, von einem und demselben Verfasser sind.

Das Trauerspiel „Vergeltung, Kiel 1825," dem Personal des hiesigen Stadttheaters dedicirt und ein Band Gedichte, Braunschweig bei Vieweg 1825, sind ebenfalls sein Eigen-

thum. Ein zweites großes Trauerspiel „die feindlichen Schwestern“ und einige kleine Lustspiele, „der Namenstag, in 1 Act,“ „Poesie und Leben, in 1 Act,“ „Shakespeare und Voltaire, in 2 Acten“ und „Nummer Neunzehn, in 4 Acten“ sind vollendet und noch Manuscript. Hoffentlich wird der Verfasser bald die Aufführung des einen oder andern auf einer auswärtigen Bühne erleben und dem Publico auch als Schauspieldichter bekannt werden.

Seine neuern Erzählungen eignen ihrer Länge wegen sich weniger zur Aufnahme in Zeitschriften, passen aber desto besser für die Roman-Lesewelt und von der Aufnahme,

welche dieser erste Band finden wird, wird die gewünschte Fortsetzung abhängen, so daß alljährlich einige Bände erscheinen können.

Herausgeber zollt den Subscribenten, welche den ersten Band beförderten, hierdurch seinen ergebensten Dank.

Hamburg, im May 1826.

Der Bewohner des Rammelbergs.

Eine Erzählung in funfzehn Kapiteln,

benannt

nach den funfzehn Queerstraßen der Friedrichstraße

zu Berlin.

Erstes Kapitel.

Georg. *)

Die deutschen Reichsheere hatten sich zurückgezogen. Mit frohem Muthe vertraute der Landmann die hoffnungsvolle Saat der Erde, mit erneuerter Thätigkeit drängte sich die geschäftige Menge auf den Märkten der alten Handelsstädte. Nach allen Seiten hin wanderten die entlassenen Krieger in ihre Heimath zurück. Ach! mancher fand nicht wieder, was er verlassen hatte. Die Heimath stand verödet, Vater und Mutter, Freund und Geliebte hatten die dunkle Straße betreten, von der kein Wiederkehren ist. Unter diesen Kriegern befand sich Georg, der,

*) Georgenstraße.

eben jetzt in tiefes Sinnen verloren, mit verschränkten Armen durch das schaurige Okerthal hinwandelte. Er war mit einem mächtigen Herrn aus Britannien gekommen, welcher auf Deutschlands blutigen Schlachtgefilden neue Lorbeern für seinen alten Ruhm einsammeln wollte und diesen Wunsch mit dem Tode bezahlen mußte. Kurz vor seiner Abreise nach Deutschland hatte er Georg in seine Dienste genommen. Sein schnelles Ende hatte ihm nicht erlaubt, für seine Begleiter und Diener zu sorgen, welche jetzt alle auf gut Glück ihre Straße gegangen waren. Trüber Ernst umwölkte Georgs Stirn, ein wehmüthiges Lächeln schwebte auf seinen Lippen. Es war der Todestag seines Jugendführers, der ihn in der Grafschaft Worchester, fern vom betäubenden Geräusch der Städte, auf einem einsamen Landsitz erzogen hatte. Sein treuer Mentor, selbst früher in Kriegsdiensten, hatte ihn die Waffen führen gelehrt. Die ernsten Wissenschaften waren ihm nicht fremd geblieben und die Musik liebte er bis zur Leidenschaft.

Ueber seine Herkunft schwebte ein geheimniß-
volles Dunkel; immer hatte Jollif, — so hieß
sein Pflegevater, — ein strenges Stillschweigen
darüber beobachtet, nur als Georg mit seinem
Herrn nach Deutschland abgereist war, entließ
ihn Jollif, der ihn eine Strecke nach dem Hafen
begleitete, indem er ihm einen einfachen goldnen
Ring mit einer doppelt verschlungenen Chiffer
gab, mit folgenden Worten: „Ich vertraue Dir
diesen Ring an; er ist ein Zeichen der Treue,
welches Dein Vater Deiner Mutter gab, als er
sie kurz vor Deiner Geburt verließ. Er ist nicht
wieder zurückgekommen. Lebt er noch und das
Schicksal führt Euch auf einer Straße zusammen,
so denke, daß der Mann, der muthwillig die
Lebensfreuden Deiner Mutter zernichtete, Dein
Vater ist.“ Bei diesen Worten umarmte er
den erschütterten Georg noch einmal, und ging
eilig zurück. Nach einigen Monaten, die
Georg auf deutschem Boden zugebracht hatte,
erhielt er die Nachricht von Jollifs Tode.
Einige Zeilen, die dieser mit zitternder Hand

auf dem Sterbebette geschrieben hatte, begleiteten die Trauerpost. Der Zettel enthielt Folgendes:

„Am Rande des Grabes sage ich Dir mein letztes Lebewohl, und gebe Dir meinen väterlichen Segen. Vergiß in Deinem neuen Vaterlande des alten nicht, wo die Asche Deiner Mutter ruht. Der Gram über die Treulosigkeit Deines Vaters machte ihrem jungen Leben ein Ende. Auch ohne sie gekannt zu haben, wirst Du eine Mutter ehren und lieben, die Dir, — das bezeuge ich vor Gott, — mit inniger Liebe zugethan war und alles für Deine Ausbildung gethan hat. Wenn Du Dein 25stes Jahr erreicht hast, wird das Gericht zu Worchester Dir den Stand und den Namen Deiner Mutter nennen. Noch einmal lebe wohl und verlaß den Weg der Tugend nicht. Sey glücklich und bete für den Frieden meiner Seele.

Jollif."

Georg hatte diese Zeilen, das letzte Andenken seines geliebten Pflegevaters, nie von der Seite gelassen. Jetzt ganz mit seinem dahingeschiedenen Jollif beschäftigt, hatte er den Brief unwillkührlich hervorgezogen und seine Thränen fielen auf die letzten liebevollen Worte des dahingeschiedenen Greises. „Ja,“ rief er aus, und streckte die Rechte wie zum Schwur empor, „ja, theurer Jollif, treuer Führer meiner Jugend, hier schwöre ich es, Dir und der Tugend treu zu bleiben und nie zu weichen vom Wege des Rechts! Ich schwöre es Dir, meine dahingeschiedene Mutter zu lieben und zu ehren und ihrer werth zu bleiben, bis einst das Schicksal uns dort oben vereinigt!“ — Ein leiser Donner rollte durch die heitre Luft und hallte vielfach in den Bergschluchten wieder; die schäumende Ocker rauschte auf und der kühlende Abendwind sauste bedeutsam in den Wipfeln der hundertjährigen Eichen.

Georg sah sich um. Es war ihm, als sei er von einem höheren Wesen umgeben, es

war ihm, als rufe es von oben herab: „Ich hörte den Schwur und werde den Meineid rächen."

Mit schnelleren Schritten durcheilte jetzt Georg das schauerliche Thal der schäumenden Ocker.

Zweites Kapitel.

Dorothea. *)

Allmählich lichtete sich das Thal, die Felsen wurden niedriger, die Ocker floß gemäßigter, das Auge des Wandrers gewann eine freiere Aussicht über Dörfer, Felder und Wiesen. Ein regeres Leben gestaltete sich vor seinen Augen. Georg wurde heiterer und verfolgte leichteren Herzens seinen Weg. Jetzt bog der sich schlängelnde Fußsteig um eine Felsecke und mit aller Pracht und Herrlichkeit altehrwürdiger Größe und Schönheit erhoben sich die stolzen Thürme der freien Reichsstadt Goslar. Ueberrascht von diesem Anblick blieb Georg stehen. Sein

---

*) Dorotheenstraße.

freudetrunkener Blick schweifte umher und sättigte sich an den mannigfachen Schönheiten der Kunst und Natur, die ihn umgaben. Noch stand er in süße Anschauung verloren, als einige zarte Leyeraccorde, die aus einem nahen Garten schallten, ihn aus seiner Betrachtung weckten. Er horchte auf und vernahm folgende mit wehmüthiger Stimme gesungene Worte:

„Wolken sind trübe,
Sturmwind erbraust,
Sinket die Liebe,
Abendwind saust.“

Die beiden letzten Zeilen wurden wiederhohlt, die Stimme wurde gegen das Ende hin immer schwächer und schwächer und verlor sich zuletzt unter leisen Accorden. Neugierde zu sehen wer die Sängerin sey, trieb Georg in den Garten, woraus diese klagenden Töne erschollen waren. Nur ein niedriger Zaun schied ihn von diesem; ein leichter Satz und er war hinüber. Leisen Schrittes ging er den Leyertönen nach, welche noch immer wie Geisterlispeln

Georgs Ohren trafen. Eben bog er in eine dunkle Lindenallee und stand plötzlich von einem wohlthätigen Zauber gefesselt. Eine Laube, von Rosen und Jasmin umgeben, an deren Eingang zwei hochaufgeschossene weiße Lilien blühten, verbarg die holde Sängerin. Sie war einfach nach der Sitte des Landes gekleidet; eine halbaufgeblühte Rose schmückte ihr braunes Haar; sie sah heiter und unbefangen aus, nur ein stiller Zug der Wehmuth spielte um ihre Lippen. So schwebt noch eine einzelne trübe Wolke an einem heitern Sommerabend im fernen Westen der scheidenden Sonne nach. Jetzt war es ganz still, die letzten Accorde waren verhallt, das Mädchen trat aus der Laube und im vollen Glanz der Schönheit stand sie nun Georg gegenüber. Dieser vermochte kein Wort hervorzubringen, bestürzt ließ er sich auf ein Knie nieder.

„Wer bist Du?“ fragte das Mädchen, und was suchst Du bei mir, daß Du in einer solchen demüthigen Stellung vor mir erscheinst?“

„Fräulein,“ stotterte Georg.

„Ich bin kein Fräulein“ sprach das Mädchen, indem sie ihn aufstehen hieß, „Du bist in dem Garten eines Meierhofs, der eine Viertelstunde von hier liegt und dessen Besitzer mein Vater ist.“

Georg athmete freier. „Der himmlische Gesang, den ich vor kurzem vernahm, verleitete mich über den Zaun zu springen und den einladenden Tönen zu folgen. Es war mir, als ob eine wohlbekannte Stimme aus meiner Heimath mich rief. — Verzeih!“ —

„Du bist ein Fremdling?“ forschte das Mädchen.

„Ich habe im Heere des deutschen Kaisers gedient,“ erwiderte Georg, „Altengland ist mein Vaterland.“

„Altengland!“ rief das Mädchen aus, „das ist das Land, von dem mein Vater immer so viel spricht. Nun darfst Du nicht von hier

gehen, ohne meinen Vater gesprochen zu haben. Es wird dem alten Manne wohlthun, einmal mit jemandem reden zu können, der in diesem Lande geboren ist. Komm und folge mir."

Sie faßte den erstaunten Georg bei der Hand und zog ihn mit sich fort. Der Garten war bald durcheilt und vom Glanz der Abendsonne vergoldet lag der Meierhof vor ihnen.

Drittes Kapitel.

Das Mittel. *)

„Ach! liebes Dorchen," rief die klagende Stimme der Wirthschaftsführerin, welche eben von einer andern Seite aus dem Garten trat, „geschwind, geschwind! ich suche Euch schon lange. Der Vater ist plötzlich krank geworden; ich weiß mir nicht zu helfen, kommt kommt!"

„O Gott, mein Vater, mein armer Vater!" rief Dorothea aus, und eilte auf das Haus zu. Die hellen Thränen liefen ihr über die Wangen. Georg folgte betroffen.

In einer freundlichen Stube, von deren Fenstern aus man den hohen Rammelsberg

---

*) Mittelstraße.

übersehen konnte, lag Dorotheens Vater auf einem Ruhebette ausgestreckt. Eine hohe kräftige Gestalt, dunkles Haar umgab die hohe Stirn, worauf der Kummer tiefe Furchen gegraben hatte. Das Gesicht war bleich, ein letztes sanftes Lächeln schwebte auf seinen Lippen.

„Ach schnell, schnell!" rief Dorothea, und stürzte bei dem Bette nieder, „einen Arzt, einen Arzt!"

„Ach!" rief die Wirthschafterin unter Thränen aus, „wer soll denn nach dem gehen? unsere Leute sind sammt und sonders nach dem Freischießen auf der Wiese bei Goslar. Ich kann mit meinem kranken Bein den Weg nicht machen und Ihr wißt den Weg dahin nicht. Ach! was fangen wir an!"

„Es soll und muß aber Hülfe da seyn," rief Dorothea noch heftiger weinend aus, „ich will selbst nach Goslar!"

„Beruhige Dich, liebes Mädchen," bat Georg, „ich will nach Goslar gehen und

einen Arzt für Deinen Vater holen; ich hoffe aber, es wird nicht nöthig seyn."

Er trat zu dem Ruhebette und faßte den Puls des Alten. Dorotheens Blicke hingen unverwandt an Georgs Lippen, die jetzt eben den verhängnißvollen Ausspruch thun sollten, die Wirthschafterin faltete stillbetend die Hände.

„Es ist ein Starrkrampf," sprach Georg, „der Puls hört auf zu schlagen, aber ganz ist das Leben noch nicht entflohen."

„Und ist Hülfe möglich?" wimmerte Dorothea.

„Vielleicht!" sagte Georg, „ich habe in meiner Jugend von meinem Pflegevater die geheime Kraft der Kräuter kennen gelernt, will es Gott, so schaffe ich Hülfe." Mit diesen Worten war er zur Stube hinaus.

Am Zaun des Gartens und im Garten selbst hatte er manche Pflanze blühen sehen, deren geheimnißvolle Kraft ihm gar wohl bekannt war. Er eilte dahin zurück und der

Himmel segnete sein Bemühen. Mit einer Menge wohlthätiger Kräuter kehrte er zurück. Bald loderte auf dem Heerde ein leuchtendes Feuer und der stärkende Trank näherte sich immer mehr und mehr seiner Vollendung. Nach einer kleinen Stunde trat er in das Zimmer. Der Alte lag noch regungslos, Dorothea weinte noch immer. Als sie Georg erblickte, eilte sie auf ihn zu: „Bringst Du Rettung für meinen Vater?“ rief sie aus.

„Ich hoffe es!“ sprach Georg, „geh und bitte Gott um Segen zu meinem Vorhaben.“

Da sank das holde Mädchen auf ihre Kniee und betete laut zum ewigen Vater; Georg aber trat an das Bette des Alten, faßte ihn mit starker Hand und rückte die Kissen unter seinem Kopf höher; dann flößte er ihm den Trank ein. Dorotheens Blicke waren unverwandt auf Georg geheftet. Dieser stand sinnend am Bette und hatte die Hand des Alten ergriffen.

Eine bange Stunde verstrich; kein Laut war hörbar. Endlich rief Georg jauchzend aus: „Dorothea, Dein Vater lebt!“

„Er lebt!“ rief Dorothea, die Sprache versagte ihr den Dienst, aber die Freude leuchtete hell aus ihren Augen.

„Ja,“ sprach Georg, „das Leben kehrte in diesen Körper zurück.“

Dorothea wollte sich auf das Bette stürzen und den Wiedererwachten in ihre Arme schließen.

„Halt!“ rief Georg und hielt das Mädchen zurück, „das darf ich nicht zugeben. Noch ist Dein Vater zu schwach; laß ihn sich erst ganz erholt haben.“

„Und Du,“ fragte Dorothea und sah den Jüngling mit einem vielsagenden Blick an, „Du, der Du ein Retter in der höchsten Noth uns erschienen bist, sprich, wie nenne ich Dich Bote des Himmels?“

„Kein Bote des Himmels,“ antwortete Georg, „ein sterbliches Wesen, welches mit

Dir dem Himmel dankt, daß ihm sein schönstes Werk so herrlich gelungen ist."

Noch immer schaute Dorothea unverwandt nach dem Jüngling, welchen der letzte Strahl der scheidenden Sonne, der jetzt eben durch's Fenster fiel, magisch umfing. „Meine Dankbarkeit ist ewig," lispelte sie, „Du hast mir meinen Vater wiedergegeben."

Langsam richtete sich der Greis auf: „Wo bin ich?" sagte er mit schwacher Stimme.

Laut aufjauchzend sank Dorothea bei dem Ruhebette auf die Kniee, und bedeckte den Wiedererwachten mit Thränen und Küssen.

Georg blickte gerührt zum Himmel: „Dank Dir, Jollif!" sprach er, und wehrte den Thränen nicht, die sich aus seinen Augen drängten.

Dorothea nannte dem Vater Georg als seinen Retter.

Der Alte erholte sich zusehends. Mit wenigen, aber herzlichen Worten dankte er dem Fremdling und bat ihn zu verweilen, bis er

die Pflicht der Dankbarkeit nur einigermaßen erfüllt habe.

„Sprecht nicht von Dank," sagte Georg, „Ihr seyd mir nichts schuldig. Was ich gethan, würde auch jeder andere an meiner Stelle gethan haben. Jetzt aber genießt der Ruhe, die Ihr nöthig habt und die allein Eure Genesung herbeiführen kann. Gute Nacht!"

Er ging. Die Wirthschafterin geleitete ihn, um ihm ein Zimmer anzuweisen. An der Thür trafen sich Georgs und Dorotheens Blicke. Es war ein Blick, der das Erwachen einer heiligen, unschuldsvollen Liebe verkündigte, zu vergleichen dem ersten Strahl der Morgenröthe, der die dunklen Wogen des Weltmeers vergoldet.

Viertes Kapitel.

Unter den Linden. *)

Georg war auf seinem Zimmer angelangt. Die alte Wirthschafterin verließ ihn, nachdem sie sich noch vielfach in Dank und Lobpreisungen ausgesprochen hatte. Er legte sich zur Ruhe, aber er konnte nicht schlafen, Dorotheens Bild stand ihm immer vor Augen. Er stand auf, öffnete das Fenster und blickte in die Nacht hinaus. Einzelne Sterne waren sichtbar und berührten sich wechselsweise mit ihren bleichen Strahlen. In ruhiger Klarheit schwamm der Vollmond in dem dunkelblauen Raum und goß sein falbes Licht über die Erde. Felsen und

---

*) Unter den Linden.

Wald, Garten und Flur strahlten in seltsamer Beleuchtung. Ein dichter Nebel verhüllte den Gipfel des Rammelbergs. „O!“ seufzte Georg und erhob sein thränenfeuchtes Auge zu der blauen Himmelsdecke, „o, wie ist alles so ruhig und still um mich her! die ganze Natur ruht in einem ewigen Frieden; nur ich allein kann nicht schlafen, ich allein kann nicht der wohlthätigen Ruhe genießen; wer sagt mir, was mich so seltsam bewegt und diesen Aufruhr in meiner Seele hervorbringt?“ Aber es war niemand, der ihm Aufschluß gab über sich selbst und, in einer Stimmung, die sich nimmer beschreiben läßt, sah er die Schatten längs den Bergen ziehen, verfolgte den Lauf der Sterne und sein Auge gleitete an den Strahlen des Mondes auf und nieder. Erst spät sank er auf's Bette und ein kurzer Schlummer stärkte die erschöpfte Natur.

Die kaum erwachte Morgenröthe fand Georg schon wieder im Garten. An allen Blumen und Pflanzen eilte er empfindungslos

vorüber, ohne sie eines Blickes zu würdigen, hin zu der Lindenallee, wo er Dorothea zum erstenmal gesehen hatte. Bald genug fand er die Linden und streckte sich gedankenvoll auf den Rasen, der die Jasminlaube umschloß. Es war ein mannigfacher Kampf streitender Gefühle in seinem Innern. Er konnte sich selbst nicht Rechenschaft geben; es war als ob sein ganzes innres Wesen sich aufgelöst habe und ein unsichtbarer Genius ihn hinauf trüge in das jugendlich blühende Land der Hoffnung und Liebe. In dem Wipfel der Linde, unter welcher er ruhte, schlug eine Nachtigall.

„Bist Du noch wach? freundliche Sängerin der Liebe,“ fragte Georg, „o, wenn es in Deine Macht gegeben ist, so sage mir, was wird mein Schicksal in der Liebe seyn?“

Die Nachtigall schwieg. Georg lächelte wehmüthig. Nach einer Pause fing sie ihren Gesang wieder an. Georg schwelgte in Entzücken. Aber nicht lange, da brach sie plötzlich mitten in ihrem Gesange ab und flatterte ängstlich

fort. Es war, als ob jemand sie von ihrer Stelle verscheucht hätte. Georg sah sich um. Dorothea kam die Allee herab.

Ein elektrischer Schlag traf das Herz des liebenden Jünglings. Er stand auf und ging dem Mädchen einige Schritte entgegen. Sein Auge ruhte, in Entzücken schwelgend, auf der herrlichen Gestalt der Jungfrau; seine Wangen glühten, seine Lippen bebten, als er ihr den Morgengruß bot. Auch Dorothea wußte nicht wie ihr geschah, als sie den holden Jüngling, der ihr noch immer wie ein höheres Wesen vorkam, auf ihrem Lieblingsplätzchen erblickte.

„Wie geht es Deinem Vater, liebes Mädchen?" fragte Georg, zärtlich besorgt.

„Dank sey es Dir, freundlicher Unbekannter," antwortete das Mädchen, „es bessert sich mit ihm von Stunde zu Stunde. Er hat diese Nacht schon mehrmals nach Dir gefragt. Jetzt schläft er seit zwei Stunden."

„Laß ihn schlafen," sagte Georg, „der Schlaf ist ihm sehr wohlthuend. Die ermattete

Natur braucht neue Kräfte, sie findet sie so am ersten wieder."

„Und Du, holder Jüngling," fragte Dorothea, „der Du uns als ein rettender Engel erschienen bist, sage, was kann Dich erfreuen? womit kann eine liebevolle Tochter es Dir einigermaßen vergelten, daß Du ihr den geliebten Vater erhalten hast?"

Georg schwieg.

„Du antwortest nicht," sagte hocherröthend das Mädchen, „ist denn nichts, was Dir einige Freude macht und was wir im Stande sind, Dir zu verschaffen? Wenn ein erfüllbarer Wunsch in Deinem Herzen schlummert, so sprich ihn aus, daß wir eilen ihn wahr zu machen; bis Du aber ein Wesen höherer Art, uns von der heiligen Jungfrau gesendet, das die menschliche Gestalt nur annahm uns zu helfen, so wirf sie von Dir diese irdische Hülle und eile zurück zu den Sphären des Lichts, daß wir niederfallen und Dich anbeten."

„Dorothea,“ rief Georg und sah mit einem Blick voll unaussprechlicher Liebe und Wehmuth auf das Mädchen hin.

Sie schwieg.

„Dorothea!“ rief er noch einmal ihre Hand ergreifend und sie auf sein ungestüm pochendes Herz legend, „fühle wie es hier schlägt, sieh die Thräne die in meinem Auge zittert und frage Dich selbst, was ich brauche um glücklich zu seyn.“

Betroffen und hocherröthend schlug Dorothea die Augen nieder.

„Du antwortest mir nicht,“ fragte Georg ängstlich, „Du zürnst und wendest Dein Auge von mir weg?“

Dorothea schüttelte den Kopf, noch immer den Blick zur Erde gesenkt und bei ihrem Schweigen verharrend.

„Wohlan!“ sprach Georg, „es muß seyn; ich scheide! Du kannst mich nicht lieben, es wäre grausam Dich länger zu bestürmen. Lebe wohl; ich kehre nie wieder.“

„Georg! bleib!“ rief Dorothea und die hellen Thränen stürzten aus ihren Augen.

„Ich bleibe,“ sprach Georg, „weil Du es willst, Mädchen! Du, der sich mein ganzes Herz zugewendet hat von dem ersten Augenblick an, da ich Dich sah. Ja,“ fuhr er fort und stürzte zu ihren Füßen nieder, „wisse es, daß ich Dich liebe. Ein Wort von Dir kann mich zum Glücklichsten oder Unglücklichsten aller Sterblichen machen.“

Er sah zu ihr auf. Ihre Augen begegneten sich, Dorothea sank in die Arme des seligen Jünglings.

Die Sonne stand schon hoch und ihre Strahlen blickten lauschend durch die grünenden Zweige der alten Linden.

„Laß mich jetzt, Geliebter, nach dem Vater sehen, der gewiß meiner wieder bedarf,“ flüsterte Dorothea, sich Georgs Armen sanft entwindend.

„So geh, Geliebte," sprach dieser, „und nimm noch einmal den Schwur ewiger Liebe und Treue mit Dir. Es verlasse mich Gott in der letzten Stunde, wenn ich Dich je verlasse oder Verrath an Deiner Liebe begehe."

Noch einmal eine letzte Umarmung, noch einmal Schwur und Betheurung, noch einmal den schmerzlich süßen Scheidekuß! Dorothea ging und Georg grub mit scharfem Messer seinen und Dorotheens Namen in die ihm so lieb gewordene Linde.

Fünftes Kapitel.

Der Bär. *)

Georg war so selig, als es nur ein Mensch seyn kann, dem die erste Stunde einer reinen schuldlosen Liebe geschlagen hat. Mit glühendem Blick stand er vor der Linde und betrachtete mit Wohlgefallen die festverschlungenen Namenszüge. Er ging in der Laube umher, wand sich einen Kranz aus dunklen Rosen und hing ihn an der theuren Stätte auf. Bei Dorotheens Namenszug befestigte er eine weiße Rose, als ein Sinnbild ihrer Unschuld und Reinheit, bei dem seinigen aber ein aufgeblühtes Vergißmeinnicht, zum Zeichen, daß er nie das

*) Bären- oder Behrenstraße.

Mädchen vergessen wollte, dem er so eben im Angesichte Gottes ewige Liebe und Treue geschworen hatte.

Eine Stunde war so vergangen, als er in das Haus zurückkehrte. Dorothea stand am Fenster; sie erblickte den Geliebten kaum, als sie ihm entgegen eilte und ihm verkündigte, daß der Vater jetzt ganz hergestellt sey und schon zu wiederholten Malen nach ihm gefragt habe.

„Nicht ich allein,“ setzte sie hinzu, „verdanke Dir einen Vater und Freund, so vielen armen unmündigen Kindern und hülflosen Greisen hast Du in ihm den Vater erhalten. Komm und sieh und empfange den Dank dieser Geretteten, da Du jeden andern verschmähst.“

Sie zog den froh überraschten Jüngling mit sich fort in die Wohnstube. „Hier Vater,“ sagte sie, „ist der Jüngling, dem wir so viel schuldig sind.“

Der Alte saß in einem hohen Lehnsessel und breitete die Arme aus. „Komm an mein

Herz, Fremdling, und nimm noch einmal den Dank eines glücklichen Vaters."

„Nicht mir, sondern dem Himmel dankt, ehrwürdiger Vater," erwiederte Georg, „der in meine schwache Hand die Kraft legte, euch zu helfen und dem Leben zurückzugeben."

„Auch dem Himmel habe ich bereits mein Dankopfer gebracht, daß er Dich zu uns gesendet hat und so will ich Dich mit meinem Dank verschonen und Deinem bescheidenen Sinn nicht wehe thun; aber eine Bitte schlägst Du mir wohl nicht ab?"

„Sprecht, lieber Herr."

„Du hast mir mein Leben gerettet, Du bist aus einem Lande, wo ich noch eine theure Schuld zu bezahlen habe; vielleicht kann ich Dir einigermaßen vergelten, was mir dort wohl nimmermehr gelingen wird. Darum gewähre mir die Bitte, mich nie zu verlassen. Bleibe bei mir, bis ich einst mit dem Tode meine Schuld bezahle."

„Es sey," rief Georg und die Freude leuchtete aus seinen Augen; „es sey, ich bleibe bei Euch, bis Ihr selbst mich von Euch gehen heißt."

Er schloß den Alten an sein Herz, der ihn mit frommer Rührung als Sohn willkommen hieß.

Unterdessen hatte sich in der Umgegend das Gerücht verbreitet, daß der alte Willibald, — so hieß Dorotheens Vater, — vom Schlage gerührt worden und in der letzt verwichenen Nacht gestorben sey. Ein lautes Wehklagen erscholl unter den Armen rings umher in der Gegend, die alle einen väterlichen Wohlthäter und Rathgeber in ihm beweinten. Sie kamen um noch einmal die Ueberreste eines Mannes zu sehen, der allen so nahe anging. Es war rührend, den langsam daher wallenden, trauernden Zug zu sehen, wie er sich in abgemessenen Schritten fortbewegte und sich endlich vor dem Hause aufstellte. Die versammelte Menge begann ein frommes Sterbelied, ungeheuchelte

Thränen flossen von den Wangen betagter Greise und unmündiger Kinder.

Dorothea öffnete holdlächelnd das Fenster. „Weint nicht, ihr guten Leute," rief sie der Menge zu, „weint nicht. Vater Willibald lebt noch, er ist Euch unverloren."

Der Gesang schwieg. „Er lebt?" fragten zweifelnd die Greise. „Er lebt!" riefen jauchzend die Kinder. Mit einem Gefühl, das nur der beschreiben kann, der dem Tode so nahe war, als es Vater Willibald gewesen, trat dieser von Georg unterstützt an das Fenster. Ein lauter Ruf der Freude und des Erstaunens empfing ihn.

„Ja!" sprach Willibald gerührt, „ich lebe noch. Der Himmel hat mich für Euch erhalten, dankt es diesem jungen Mann, der mich Euch entgegenführt, denn dieser hat mich dem gewissen Tode entrissen."

„Nicht mir, nicht mir!" unterbrach Georg mit Feuer den Alten, „dem Herrn allein die Ehre!"

„Ja, Gott ist groß und gütig, weise und mächtig!“ rief einer der versammelten Greise, „ihn wollen wir loben und preisen heute und immerdar!“

Der alte Willibald ging vom Fenster weg. Dorothea war hinaus geeilt und trat, von einem Paar Mädchen begleitet, unter die Menge und theilte mit freundlicher Miene Erfrischungen und Geschenke aus.

Der ganze Tag verging in Friede und Freude, unter Betheurungen von Freundschaft, Wohlwollen und Liebe.

Der Abend kam heran. Er war trübe und feucht, der Vollmond barg sich hinter dichtem Nebel; nur einzelne Sterne blickten verschämt aus dem Wolkenschleier hervor. Der alte Willibald saß am Fenster und sah in die dunkle Nacht hinaus, Dorothea war hinausgegangen. Georg saß dem Alten gegenüber. Er hatte ihm erzählt, wie er aus England nach

Deutschland gekommen sey; das Geheimnißvolle seiner Herkunft hatte er verschwiegen.

Willibald. So sieh denn mein Sohn, ob es Dir hier in der neuen Heimath besser gefallen wird; ich hoffe Du wirst zufrieden seyn, wenn Du erst heimisch unter uns geworden bist.

Georg. Nie, nie will ich von Euch gehen, wenn Ihr mich bei Euch behalten wollt.

Willibald. Es sey so. Lebe hier, wie es Dir gefällt; was ich thun kann, Dir Dein Leben angenehm zu machen, soll geschehen.

Georg. O, daß ich ganz Euch angehören dürfte, daß ich wirklich wäre, wie Ihr mich nennt, Euer Sohn!

Willibald. Ich glaube Dich zu verstehen, junger Mann.

Georg. O, daß Ihr in mein Herz sehen könntet, wie so fern es von allem Falsch ist!

Willibald. Ich weiß es, daß Du jetzt so sprichst, wie es Dir ums Herz ist, aber Du

bist noch jung und hast keine Erfahrung. Du hast Dich selbst noch nicht kennen gelernt, hüte Dich, Empfindungen für wahr zu halten, die der erste, oft von den sonderbarsten Umständen herbeigeführte Eindruck bei Dir hervorbrachte.

Georg seufzte und schwieg.

Willibald nahm begütigend Georgs Hand. „Es sey fern von mir, dem jungen Mann, dem ich heute schon so viele frohe Augenblicke verdanke, auch nur eine trübe Minute machen zu wollen. Ich glaube es, mein Sohn, daß Du so bist, wie Du Dich uns heute gegeben hast und wenn das ist, so möchte ich Niemanden lieber, als Dir, das Lebensglück meiner Dorothea anvertrauen. Aber hüte Dich, der Macht des Augenblicks zu folgen. Prüfe, forsche und lerne Dich selbst kennen."

„Vater," rief Georg aus, „ich schwöre es Euch, keine Macht der Erde kann Dorotheens Bild aus meinem Herzen reißen."

„So sprach ich auch einst," sagte Willibald, vom Augenblick überwältigt, mit unterdrückten Thränen, „und habe doch nicht Wort gehalten."

„Ihr Vater?" fragte Georg ungewiß.

„Ja ich, mein Sohn! Es war wie jetzt ein trüber bewölkter Abend, als ich einem unglücklichen Mädchen ewige Liebe und Treue schwur. Ich nahm die Sterne zu Zeugen. „„Sie leuchten nicht und können nicht zeugen,"" sprach das Mädchen. Kaum waren die Worte gesprochen, als im Norden eine Wolke sich theilte und einzelne Sterne sichtbar wurden. „„Sieh,"" rief das Mädchen, „„dort werden einige Sterne sichtbar, es ist das Sternbild des großen Bären, schwöre mir jetzt noch einmal den Schwur."" — Ich that es. — „„Ich gab Dir alles,"" sagte sie nun, „„Du hast mir Treue geschworen, ich vertraue Dir, wenn Du aber Deinen Schwur brichst, so strafe der Himmel diesen Meineid und dies

leuchtende Gestirn wecke in jeder Mitternacht Dein schlummerndes Gewissen.““ So sprach das Mädchen, ich schwur zum drittenmal und — ward doch meineidig. Darum prüfe Dich, mein Sohn,“ schloß der Alte tief bewegt, „damit Du nicht voreilig das Lebensglück einer unschuldigen Seele störst.“

Er drückte Georg noch einmal an seine Brust und ging in seine Kammer. Georg aber schwankte, von den seltsamsten Gefühlen hin und her geworfen, aus dem Zimmer.

Sechstes Kapitel.

Der Franzose. *)

Die hochsteigende Lerche begrüßte mit ihrem freudigen Gesang die ersten Strahlen der erwachenden Morgenröthe. Georg war in's Freie gegangen um erquickende Kräuter für den alten Willibald zu suchen, denn die Ereignisse des gestrigen Tages, vorzüglich das Gespräch mit Georg, hatten den alten Mann sehr angegriffen.

Auch Georg war nicht so heiter, wie er sonst an einem schönen Morgen zu seyn pflegte; der bloße Gedanke, daß er seiner geliebten Dorothea untreu werden könne, jagte ihm alles Blut in die Wangen.

---

*) Französische Straße.

Unterdessen war er sinnend längs dem Zaune hingegangen und an einen Ausgang gekommen, den er früher noch nicht bemerkt hatte. Die Aussicht von dieser Stelle auf das Gebirge war wunderschön. Ueberrascht blieb Georg stehen, um in vollen Zügen diese heitern Wunder der Natur in sich aufzunehmen. Er sah die hohen mit vergoldeten Gipfeln strahlenden Berge, sah die dunklen belebten Waldungen, die freundlichen Dörfer mit ihren Feldern und Wiesen, den rauschenden Fluß mit dem tanzenden Mühlrad und den klappernden Werken. Er stand noch und freute sich des herrlichen Schauspiels, als er plötzlich ein Geräusch hinter sich vernahm, dem schallenden Tritt eines raschen Fußgängers gleich. Er wandte sich um. Ein langer hagerer Mann, mit einer widerwärtigen, zerrissenen Physiognomie, fast ganz von einem Mantel verhüllt, kam mit schnellen Schritten die Allee herab auf den Ausgang des Gartens zu. Verwundert stand Georg und blickte den eilenden Wanderer an, der sich weder rechts

noch links umsah, sondern eiligst seinen Weg verfolgte. Jetzt war er ziemlich nahe an Georg herangekommen. „Guten Morgen!“ rief dieser dem Eilenden zu. „Gute Nacht!“ rief jener wieder mit einer heisern, kreischenden Stimme, indem er zum Garten hinausschritt und bald darauf, um eine Felsenecke biegend, verschwand. Langsam wiederholte sich Georg den Gruß des räthselhaften Fremden. Ein seltsames, ihm selbst nicht klares Gefühl ergriff ihn; es war nicht Furcht, denn diese war seinem Herzen fremd, es war eine gewisse Scheu vor dem Unbekannten, dessen zermalmender Blick bis in das Innerste seines Herzens gedrungen war.

Zögernd trat er den Heimweg an. Auf halbem Wege begegnete ihm Dorothea. Sie mußte ihn erwartet haben, denn mit einem lauten Ausruf der Freude flog sie auf ihn zu.

„Ich habe Dich schon lange gesucht, geliebter Freund,“ sagte ihm holdselig entgegen lächelnd das Mädchen, „wo bist Du gewesen?“

Georg zeigte ihr die Kräuter, die er, kindlich besorgt, für den Vater gesammelt hatte; ein freundlicher Blick des Mädchens war sein Lohn.

„Ich danke Dir," sprach die Jungfrau, „sey damit zufrieden, etwas besseres weiß ich Dir nicht zu geben."

„Sey immer so freundlich und mild, wie Du es jetzt bist und ich bin mehr belohnt, als ich es verdiene," sprach Georg und schlang seinen Arm um das liebevolle Mädchen. Kosend gingen sie den Gang herauf und tändelten und schäkerten mit einander. Auf einmal stand Dorothea still und blickte den lieben Freund besorgt an: „Aber sage mir, Georg, was Dir fehlt, Du siehst so blaß aus; Dein Lächeln ist erzwungen und trüber Ernst umwölkt Deine Stirn. Was hast Du, theurer, lieber Freund?"

Nach einigem Zögern erzählte Georg das Abentheuer mit dem Fremden an der Gartenthür.

„Hat er Dich auch schon gesehen, der geheimnißvolle Bewohner des Rammelbergs?“ fragte das Mädchen. „Hüte Dich vor diesem, es ist ein böser, tückischer Mensch.“

„Das will ich,“ sprach Georg, „ohne mich vor ihm zu verkriechen. Sprich Dorothea, was weißt Du von ihm?“

„Ich will Dir's erzählen, wenn wir dem Hause erst etwas näher gekommen sind,“ sprach das Mädchen, indem sie einen furchtsamen Blick rückwärts warf, und den auf das Aeußerste gespannten Georg mit sich fort zog.

Unfern von dem Hause stand eine freundliche, von üppigen Weinstöcken umrankte Birkenlaube, die ein nahe dabei entspringender Quell plätschernd umschloß. Hier setzten sich die Liebenden Hand in Hand auf dem blühenden Rasen nieder und Dorothea begann:

„Schon so lange, als ich denken kann, habe ich von dem geheimnißvollen Bewohner der naheliegenden Berge gehört. Die Landleute tragen sich mit allerlei seltsamen Geschichten von

ihm herum, welche an das Unglaubliche und Lächerliche gränzen. Gewiß ist es, daß sie alle so viele Furcht vor ihm haben, daß sie sporn- streichs davon eilen, sobald sie ihn in der weite- sten Ferne erblicken. Ich selbst hatte diesen Schreckensmann noch nicht gesehen, als ich einst vor zwei Jahren aus dem Garten hinaus ins freie Feld ging. Ich setzte mich unter einigen blühenden Hagebutten nieder und wand mir einen Kranz von blauen Cyanen. Plötzlich schallte etwas hinter mir, ich wandte mich um, der Schreckensmann stand vor mir."

„Ein langer, struppiger Bart verdeckte das halbe Gesicht; ein breiter, weitabstehender Hut, ein dunkler, mit einem Strick umgürteter Rock machten seine Bekleidung aus, eine lange Vogelflinte und eine Jagdtasche hing über seine Schulter, ein breites Messer stack in dem Gürtel, in der rechten Hand trug er einen Knotenstock. Ich wollte entfliehen, aber er faßte mich mit starker Hand und rief mit gellender Stimme:

„„Ho, ho, schöne Maid, ich habe lange auf Dich gewartet; Du sollst mir nicht entrinnen.““

„Ich stand erschrocken still und zitterte: „Heiliger Gott, was wollt Ihr thun!“ war alles was ich hervorbringen konnte.“

„„Du bist ein hübsches Mädchen und gefällst mir,““ rief er lachend aus, „„Du sollst mit mir in die Höhlen des Gebirges, dort wollen wir, wenn ich von der Jagd komme, freundlich mit einander kosen und scherzen.““

„Der Schreck hatte mir die Sprache geraubt, ich weinte still.“

„„Nicht wahr,““ rief er nach einer Pause, indem er mich scharf anblickte, „„nicht wahr, Dein Vater ist der Pachter Willibald, der in seiner Jugend lange in England war und den man deshalb hier in der ganzen Gegend den Engländer nennt?““

„Ich stotterte ein leises Ja hervor.“

„„Nun denn, ich bin ein Franzose. England und Frankreich waren ja immer gute Freunde; Dein Vater und ich werden uns bald sprechen.““

„Die Angst um meinen Vater gab mir die Sprache zurück. „Was wollt Ihr thun,“ rief ich aus, „wollt Ihr meinen Vater ermorden?“

„„Nicht doch, nicht doch,““ grinsete er, „„ich will dem ewigen Richter nicht vorgreifen. Tödten will ich ihn nicht, aber strafen, schrecklich strafen will ich ihn.““

„Ich weinte, rang die Hände und bat für meinen Vater, der ihm ja nichts gethan hatte.“

„Er sah mich mit einem durchdringenden Blick an: „„Geh,““ sagte er, „„ich will Dir noch vergönnen, einige Zeit Deiner frohen Jugend zu genießen. Blühe noch herrlicher und schöner auf, mein Genuß wird um so größer seyn; aber,““ setzte er mit fürchterlicher Stimme hinzu,

„„hüte Dich einen andern lieben zu wollen als mich; erfahre ich das, so soll meine Rache ohne Beispiel seyn.““

„Er wollte gehen, aber schnell wandte er sich wieder zu mir: „„Ich habe Dir das Leben Deines Vaters versprochen, aber nur unter der einzigen Bedingung, daß Du ihm verschweigst, daß Du mich gesehen und was ich Dir gesagt habe. Schwöre es mir,““ endete er, „„schwöre es mir bei der ewigen Jungfrau, daß Du schweigen willst.““ Ich schwur.“

„„Jetzt geh und freue Dich Deiner Blumen, bis ich komme und Dich abrufe.““ Mit diesen Worten ging er fort. Von Furcht und Angst getrieben eilte ich in den Garten zurück; der fürchterliche Auftritt hatte mich so ergriffen, daß ich schwer krank wurde; ich genaß endlich wieder, aber noch immer steht jener schreckliche Moment vor mir, wo der schaurige Unbekannte mir die Hand zum Abschied reichte und seinen Scheidegruß nachrief.“

Erschöpft von der Erzählung und von der dadurch erweckten Rückerinnerung an die Ereignisse der frühern Zeit, lehnte sich Dorothea an Georgs Schulter.

„Und seitdem,“ fragte Georg, „hast Du den räthselhaften Franken nicht wiedergesehen?“

„Kurz vorher, als Du ihn diesen Morgen gesehen hast,“ fuhr Dorothea fort, „war er hier im Garten. Ich stand bei der Linde, worin Du unsere Namenszüge geschnitten hast, als er plötzlich hervortrat und mir mit drohender Stimme zurief: „„Du hast meine Warnung verachtet und einen Liebesbund wider meinen Willen geschlossen, fürchte für Deinen Buhlen, gedenke Deines Schwurs und mache Dich bereit, denn ich hole Dich ab zur Hochzeit.““

„„Glaube nicht,““ fuhr er nach einer Pause fort, „„Deinen Schwur dadurch zu umgehen, daß Du es Deinem Liebling sagst, was Dir bevorsteht, damit dieser Deinen Vater warne. Ich wiederhole es Dir, erfährt Dein Vater eine Sylbe, es sey durch wen es wolle,

so seyd alle bereit zu sterben.““ Mit diesen Worten ging er von mir und ließ mich in der äußersten Furcht zurück.“

Georg war Feuer und Flamme: „Ich will ihn aufsuchen, diesen Bösewicht. Er soll mir Rede stehen und wenn er mit dem Teufel selbst einen Bund geschlossen hätte.“

„Georg, Georg!“ rief das Mädchen weinend aus, „nimm Dich in Acht, gieb Dich der Gefahr nicht Preis.“

„Beruhige Dich, geliebtes Mädchen,“ sprach besänftigend Georg, „wer auf Gott vertraut und den Pfad der Tugend nicht verläßt, dem können solche böse Menschen nichts anhaben.“

Mit diesen Worten führte er das zitternde Mädchen in das Haus und eilte in den Garten zurück, um mit sich selbst zu überlegen, wie er den Unbekannten finden und ihm Rede abgewinnen sollte.

Siebentes Kapitel.

Der Jäger. *)

Die Sonne neigte sich schon gegen Westen, als Georg, bewaffnet mit einer kleinen Jagdflinte und seinem guten Schwerdt, den Weg nach dem Gebirge einschlug, fest entschlossen, den Unbekannten aufzusuchen und ihm Rede abzugewinnen. Den Ring seiner Mutter, den er von Jollif erhalten hatte, steckte er als einen schützenden Talisman an seine rechte Hand. Er war bereits tief in das Gebirge eingedrungen, als er beschloß, einen Augenblick zu ruhen. Hohe Felsen umgaben ihn an allen Seiten, verworrenes Gebüsch barg den Eingang in das

*) Jägerstraße.

verhängnißvolle Thal und verdeckte dieses den spähenden Blicken des Wanderers. Ein rauschender Waldstrom schoß über entwurzelte Bäume und Felsenblöcke hin und begrub sich in einem dunklen Abgrund. Die hohen Eichen und Föhren auf den Höhen verfinsterten den Himmel und breiteten eine heilige Nacht über die Scene. Ein leiser Schauer überlief ihn, als er sich an diesem Orte sah, aus dem alles Leben entflohen schien. Er stand auf und spähte nach dem Ausgang aus dieser Felsenkluft, umsonst, er konnte ihn nicht finden. Sinnend lehnte er sich auf seine Flinte und hielt Rath mit sich selber, was zu thun sey. Indem er seine Augen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit nach der östlichen Seite des Thales richtete, schien es ihm, als ob aus einer Felsenspalte ein dichter Rauch hervordringe. Mit vorgehaltenem Gewehr ging er darauf zu und überzeugte sich bald, daß er sich nicht geirrt habe. Er hielt einen Augenblick an, um zu überlegen, ob er stehen bleiben oder weiter vordringen solle. Er entschied sich bald

für das Letztere. Mit sorgsam prüfendem Blick schritt er langsam vor und stand bald an dem Felsen, in dessen Mitte ein starker Riß war, aus welchem der Rauch hervordrang. Weiter war hier indessen nichts zu sehen. Er ging um den Felsen herum und fand an der Mittagsseite einen von demselben verdeckten freien Platz. Hohe Bäume ragten über den Felsen hervor und bildeten ein schützendes Dach. In der Mitte des Platzes brannte ein hohes Feuer, an welchem sich der geheimnißvolle, unbekannte Jäger gelagert hatte.

„Guten Abend!“ rief Georg; rings-umher hallte das Echo den Gruß wieder. Der Jäger sprang auf: „Wer bist Du, kühner Fremdling,“ donnerte er, „daß Du Dich in das Innerste meines Gebietes wagst? Sprich, von wannen Du kommst und wohin Du willst?“

Unerschrocken erwiederte Georg: „ich bin ein junger Waidmann, der sich auf der Jagd verirrte und der sich freut, hier einen Menschen

zu treffen, der ihn auf die rechte Straße geleiten wird."

„Lege Deine Waffen von Dir und tritt näher," rief ihm der Jäger entgegen.

„Meine Waffen lege ich nicht ab," sprach Georg bestimmt, „wer steht mir dafür, daß Du es redlich meinst und mich in Frieden ziehen lässest."

„Unglücklicher," rief der Unbekannte schäumend aus, „weißt Du wer ich bin? Weißt Du nicht, daß ich der Schrecken des ganzen Gaues bin, wagst Du dem zu widersprechen, den alle Bewohner dieser Berggegend fürchten?"

„Ich gehöre nicht zu diesen Bergbewohnern und fürchte Dich nicht," sagte Georg fest entschieden.

„So lerne es jetzt Knabe," donnerte der wilde Jäger und, indem er ihm mit der einen Hand gewandt die Waffen entriß, warf er ihn mit der andern hart beim Feuer nieder.

„Bist Du ein Räuber und Mörder!“ rief Georg entrüstet aus, „daß Du das heilige Gastrecht so wenig ehrst und verirrte Wanderer, die Obdach und Hülfe bei Dir suchen, meuchlings zu Boden wirfst?“

„Du bist keck, Bursche!“ lachte der Jäger auf und heftete einen durchdringenden Blick auf Georg, der eben wieder aufgestanden war.

„Es ziemt Dir wohl noch,“ zürnte Georg, „Deinen Spott mit dem zu treiben, den Du hinterlistig überwunden und seiner Freiheit beraubt hast.“

„Fremdling!“ warnte der Jäger, „nimm Dich in Acht in einem solchen Tone mit mir zu sprechen. Verhalte Dich ruhig und erwarte, was ich beschließen werde.“

„Ich muß wohl,“ knirschte Georg, „denn ich bin Dein Gefangener.“

„Nicht wahr,“ fragte der Jäger wieder und heftete einen durchbohrenden Blick auf

Georg, „nicht wahr, wir sahen uns diesen Morgen schon?“

„Wenn wir uns diesen Morgen nicht gesehen hätten, würden wir uns jetzt schwerlich sehen,“ erwiederte Georg.

„Dein Besuch ist also Absicht,“ forschte der Jäger, „Dein Muth gefällt mir. Verzieh.“ Mit diesen Worten wandte er sich von ihm und ging in einiger Entfernung unter einigen uralten Tannen auf und nieder, seine Augen immer auf Georg geheftet, welcher, um sich zu wärmen, näher an das halberloschene Feuer rückte.

Nach einigen Minuten kam der Jäger zurück. „Du gefällst mir,“ sagte er zu Georg, „es ist etwas in Deinen Zügen, was ich gern sehe, Du mußt die Nacht über bei mir bleiben.“

„Ich bin Dein Gefangener,“ zürnte Georg.

„Wenn das ist,“ antwortete der Jäger, „so muß ich wohl für meinen Gefangenen sorgen.“

Mit diesen Worten ging er in eine Felsenschlucht und holte für Georg einige Wurzeln und Waldfrüchte. „Du mußt schon," lachte der Jäger auf, „mit Waidmannskost vorlieb nehmen; auf ein gutes Abendbrod bei Deinem geliebten Mädchen hast Du doch wohl verzichtet."

Er kehrte noch einmal zurück und brachte einen Krug mit Wasser. „Hier hast Du auch einen Labetrunk, so frisch und schön wie er nur aus dem Berge sprudelt." Er reichte Georg den Krug, welchen dieser begierig ergriff und in vollen Zügen trank.

Der Unbekannte ließ Georg nicht aus den Augen. Auf einmal wurde er bleich, die Arme sanken ihm an den Leib herab, er trat einen Schritt zurück und fragte mit unsicherer Stimme: „Wer bist Du, junger Mann und aus welchem Lande kommst Du?"

„Ich bin Dein Gefangener," sprach Georg bestimmt, „Du hast, ob mit Recht

oder mit Unrecht, Dir die Gewalt über mein Leben und meine Freiheit zu verschaffen gewußt. Thue was Du willst. Wer ich bin, darnach hast Du nichts zu fragen."

Der Unbekannte zitterte noch heftig, alles Blut war aus seinem Gesichte gewichen. „Sprich, Fremdling, wer Du bist!"

Verwundert trat Georg ihm nun einen Schritt näher: „Bist Du der furchtbare Unbekannte, das Schrecken der ganzen Gegend? Bist Du der geheimnißvolle Bewohner dieser Gebirge, den alles frohe Leben flieht, der Du jetzt vor mir stehst und zitterst und zagst, vor mir einem Jüngling?"

Nach einer Pause antwortete der Unbekannte: „Ich bin derselbe, aber ich müßte so hart und fühllos wie die mich umgebenden Felsen geworden seyn, wenn ich hier nicht zusammenschrecken sollte, wenn hier sich nicht meine ganze Mannheit in Verwunderung und Staunen auflösen sollte."

„Ich begreife Dich nicht," sprach Georg.

„Noch einmal, Jüngling, wer bist Du?" fragte der Unbekannte.

„Es ist doch seltsam," erwiederte Georg, „daß Du durchaus wissen willst, wer ich bin. Georg ist mein Name, Altengland mein Vaterland."

„Altengland?" rief zweifelnd der Unbekannte und sah noch immer forschend auf den Jüngling hin. „Georg ist Dein Name?" fragte er nach einer Pause weiter.

„Ja," sagte der Jüngling.

„Du trägst ein wunderbares Kleinod an Deiner Hand, Georg," sprach der Unbekannte weiter, „rede, woher hast Du jenen Ring an Deiner Rechten?"

„Er ist das letzte Andenken an eine Mutter, die ich nie gekannt habe," sprach Georg mit unterdrückten Thränen. „Ein alter Mann, der mich erzogen hat, gab ihn mir als ich ihn verließ, um nach Deutschland zu gehen."

„Bist Du mit dem Schicksal Deiner Mutter bekannt?“

„Nein, ich weiß nicht wer sie war, noch wer mein Vater ist. So viel aber weiß ich, daß der letztere sie verlassen hat und meine Mutter darüber vor Gram gestorben ist.“

„Ja wohl ist sie vor Gram und Kummer gestorben,“ rief der Unbekannte mit bebender Stimme und die hellen Thränen liefen ihm über die Wangen.

„Wer bist Du, Unbegreiflicher, daß das Schicksal unbekannter Menschen Dich bis zu Thränen rührt?“

„Wer ich bin, sollst Du einst erfahren. Jetzt sprich, ob Du Deinen Vater kennst?“ fragte der Unbekannte weiter.

„Nein,“ war Georgs Antwort, „ich kenne ihn nicht.“

„Und trägst Du nicht Begierde, ihn kennen zu lernen und an ihm Deine schwer beleidigte Mutter zu rächen?“ forschte jener.

Georg antwortete: „„Triffst Du einst Deinen Vater, so erinnere Dich, daß der Mann, der Deine Mutter durch seinen Leichtsinn in den Tod stürzte, Dein Vater ist.““ Mit diesen Worten hat mich mein Jugendführer und Lehrer entlassen und ich habe es mir gelobt, diesen Worten die treueste Folge zu leisten.“

„Das wolltest Du?“ fragte der Unbekannte.

„Und warum nicht,“ entgegnete Georg, „soll ich der Mörder meines Vaters werden?“

„Elender!“ rief der Unbekannte aus, „geh, Du bist ein Betrüger, den Ring hast Du gestohlen, Du bist nicht der verlassene Sohn meiner unglücklichen Schwester!“

„Deiner Schwester?“ sagte Georg staunend und blickte gespannt auf den Unbekannten hin.

Dieser erschrack, als ihm die rasche Rede entflohen war und schwieg. Nach einer Pause

nahm er das Wort wieder: „Ja, Georg, Du bist mein Neffe, Deine unglückliche, halb im Wahnsinn dahin geschiedene Mutter, war meine Schwester, die Begierde, Rache an ihrem Verführer zu nehmen, trieb mich nach Deutschland.“

„Du wärst mein Oheim?“ fragte zweifelnd der Jüngling.

„Ich bins,“ sprach der Unbekannte, „und will Dir Beweise bringen, daß Du meiner Aussage Glauben beimessen sollst.“

„Du zogst nach Deutschland um Rache zu nehmen, hast Du sie befriedigt?“

„Noch nicht, aber ich habe einen furchtbaren Eid geschworen und ich bin Mann dafür, ihn zu halten.“

„Hast Du meinen Vater gefunden?“

„Ja.“

„Wo ist er? Wo find ich ihn?“

„Du findest ihn — —“

Plötzlich brach der Unbekannte ab. „Nein,“ fuhr er nach einer Pause weiter fort, „Du sollst es jetzt noch nicht erfahren, heute Abend nicht mehr. Gedulde Dich bis Morgen. Wir haben beide genug zu denken, was uns bis dahin beschäftigen wird. Du kannst an diesem Ort ungefährdet bleiben; ich gehe mir eine andere Lagerstätte zu suchen. Gute Nacht.“ Er ging und verschwand hinter den Felsen.

Georg warf sich hin und her am Boden, aber er konnte nicht schlafen. Die sich drängenden Ereignisse der letztvergangenen Stunde, hatten ihm so viel Stoff zum Nachsinnen gegeben, daß an Ruhe nicht zu denken war. Er war noch lange nicht mit sich selbst ins Reine gekommen, als die Nacht schon völlig verstrichen war und der Unbekannte vor Georg stand.

„Auf mein Sohn, es ist Zeit zur Rückkehr,“ rief ihm der Jäger zu, „steh auf, ich will Dir aus dieser Einöde den Weg zeigen.“

Ohne ein Wort zu reden stand Georg von seinem harten Lager auf, nahm seine Waffen und ging schweigend neben dem Unbekannten her. Dieser begann nach einer Pause:

„Als ich nach Deutschland zog, um Deinen Vater aufzusuchen, war mein einziger Gedanke Rache an dem Mann, der Deine Mutter gemordet und dadurch unser aller Glück und Frieden gestört hat. Ich wollte ihn tödten, wo ich ihn fände, ich sann Martern aller Art aus, aber alle dünkten mich noch zu gelinde, zu menschlich. Da blitzte einst in mir ein Gedanke auf, den ich festhielt und mir oft wiederholte. „„So wie ich einst vor meiner Schwester dastand und in Kummer und Schmerz verging, so stehe auch er einst vor seiner Tochter und vergehe in seinem Schmerz!““ rief ich aus und schwur mir selber die fürchterlichste Rache. Was ich geschworen will ich halten, es koste was es wolle. Der Augenblick ist nahe, wo mein Racheschwur in Erfüllung tritt. Du, mein Sohn, sollst alles

erfahren, wenn es geschehen ist; geh noch heute von hier ab und wende Dich nach Leipzig, dort sollst Du von mir hören.“ Er umarmte Georg und schied, noch einmal kehrte er um: „Hörst Du, nach Leipzig sollst Du gehen!“ und mit diesen Worten verschwand er seitwärts ins Gebüsch.

Achtes Kapitel.

Die Tauben. *)

Georg blieb noch eine geraume Zeit stehen und blickte seinem Oheim nach, dessen letzte Worte: „nach Leipzig," sonderbar auf ihn wirkten. Endlich ging er weiter, dem wiedergefundenen Fußsteig nach, der ihn aus dem Gebirge führen sollte. Allerlei seltsame Gedanken durchkreuzten seinen Sinn, aber er wußte keinen rechten Punkt zu finden, worauf er alles zurückführen sollte. Nach einem anhaltenden Marsche lag endlich der Meierhof vor ihm und bald stand Georg am Eingang des Gartens

*) Taubenstraße.

und sah die lange Lindenallee hinauf. Mit verweinten Augen stand Dorothea vor dem ihr so heilig gewordenen Baum und schaute mit tiefer Wehmuth ihren und Georgs verschlungenen Namenszug an. Sie wähnte ihren Georg verlohren, wähnte ihn in der Macht des geheimnißvollen Bergbewohners. Georg nahte sich der Trauernden, umschlang sie mit seiner Rechten und drückte ihr einen heißen Kuß auf den Mund. In einen lauten Schrei des Entzückens brach das Mädchen aus und umfing in leidenschaftlicher Bewegung ihren geliebten wiedergefundenen Freund. Was hatte das liebende Mädchen dem Langentbehrten nicht alles zu erzählen, wie ängstlich sie ihn gestern Abend von Minute zu Minute erwartet habe, wie sie die ganze Nacht schlaflos und in Thränen hingebracht und wie kummervoll sie diesen Morgen die Sonne begrüßt habe, fest überzeugt ihren geliebten Georg nun auf immer verloren zu haben. Georg suchte das noch aufgeregte Mädchen zu beruhigen.

„Wie geht es Deinem Vater, liebes Mädchen?" fragte er.

„Mein Vater ist wohl," erwiederte sie, „auch er war den ganzen Abend und die ganze Nacht um Dich in Sorgen und konnte nicht einschlafen. Erst gegen Morgen ist er entschlummert und jetzt noch nicht wieder erwacht. Er hat unsere Leute, die fast alle rings umher in der Gegend bekannt sind, nach allen Richtungen hin in das Gebirge gesandt, Dich aufzusuchen, aber nicht einer von allen hat Deine Spur auffinden können. Sage mir," fuhr sie fort und sah ihn mit einem unaussprechlichen Blick der Liebe und Wehmuth an, „wo bist Du gewesen?"

Georg gab vor, sich in den Bergen verirrt zu haben. Die Nacht habe er in einer Felsenhöhle zugebracht und sey diesen Morgen von einem Köhlerbuben wieder auf den rechten Weg geleitet worden.

„Komm zum Vater," sagte sie, „er soll nicht länger um Dich in Sorgen schweben."

Beide gingen Arm in Arm auf das Haus zu. Der alte Willibald stand schon in der Thür und gab aufs Neue seinen Leuten Befehl, sich in dem Gebirge zu zerstreuen um den Verirrten aufzusuchen. Georg eilte auf den Alten zu, welcher den Wiedergefundenen mit einem tief aus der Brust kommenden „Gelobt sey Gott!“ an sein Herz drückte.

Die drei glücklichen Menschen gingen zusammen in das Wohnzimmer, wo Dorothea mit sorgsamer Geschäftigkeit um Georg bemüht war und den armen verirrt gewesenen Freund zu erquicken suchte. Mit liebeglühendem Blick folgte Georg jeder Bewegung des Mädchens, der alte Willibald sah mit rührender Wehmuth auf beide und als Dorothea hinausgegangen war, anderweitige häusliche Geschäfte zu besorgen, da rückte Willibald nahe zu Georg, faßte seine Rechte und sagte mit sanfter Rührung:

„Ich sehe es wohl, mein Sohn, daß Dorotheens Herz sich ganz zu Dir gewendet

hat und daß auch Du dem Mädchen gern und freudig ins Auge schauest. Was der Himmel züsammenfügt, das soll der Mensch nicht trennen und mit gerührtem väterlichen Herzen segne ich Euren Bund. Aber, mein Sohn, um des Mädchens sowohl als um Deiner selbst willen, traue diesem ersten Eindruck nicht so ganz bestimmt. Du kennst die Welt nicht, auch Dorothea nicht; Ihr Beide müßt erst andre Menschen sehen und kennen lernen. Ich will Dich ausstatten und Dir geben mehr als Du brauchst, Dich rings umher in allen Landen umzusehen und wenn das geschehen ist, dann will ich, wenn Du wieder zurückkommst und Dein Herz und Deine Empfindungen noch dieselben sind, mit frohem Muthe Eure Hände in einander fügen und Euch aus vollem Herzen meinen Segen geben."

Der alte Willibald hatte eben geendet und Georg wollte allerlei Einwendungen machen, als sich die Thür öffnete und Dorothea einen freundlichen Knaben hereinführte, der einen von

Baumzweigen geflochtenen Käfig in der Hand trug, worin vier schneeweiße Tauben hin und her flatterten.

„Ich bringe Euch hier eine kleine älternlose Waise," sprach Dorothea zu den beiden Männern, indem sie ihnen den Knaben entgegen führte, „der Kleine hat mir seine traurige Geschichte erzählt, laßt ihn nicht von Euch."

„Wer bist Du denn, Kleiner?" fragte Willibald.

„Ich heiße Anton," sprach der Knabe, „und wohnte mit meiner Mutter in einer kleinen Hütte unweit der Altenauer Silberhütte. Mein Vater hat in derselben bis an seinen Tod gearbeitet, seit er aber gestorben ist, haben wir ein gar kümmerliches Leben geführt und uns kaum das liebe Brod verschaffen können. Und als nun auch die arme Mutter starb, da kamen gar böse Leute und stießen mich aus dem Hause, indem sie sagten, das Haus müsse verkauft werden, weil wir so viel Geld schuldig

wären und was etwa noch übrig bliebe, dafür müsse die Mutter begraben werden. Endlich erlaubten sie mir noch, meine lieben Tauben mit mir zu nehmen und so ging ich weinend aus dem väterlichen Hause. Ein mitleidiger Nachbar nahm mich bei sich auf. Als meine Mutter aber den Tag darauf begraben wurde und ich am Abend von ihrem frischen Grabe nach des Nachbars Haus zurückkehrte, da sagte dieser zu mir, ich müsse mein Heil in der Welt versuchen, er sey selbst arm, habe viele Kinder und könne mich nicht behalten. Weinend nahm ich am andern Morgen meine Tauben und ging. Jetzt bin ich hier und bitte Euch, den armen Anton nicht zu verlassen; ich will gern alles thun was ich kann und weiß und was ich noch nicht weiß, das will ich lernen."

„In der Altenauer Silberhütte hat Dein Vater gearbeitet," fragte der alte Willibald, „wie hieß er denn?"

„Anton Berger," sagte der Knabe.

„Anton Berger?“ sprach überrascht der alte Willibald, „Anton Berger? Derselbe der früher dem Kaiser rühmlichst diente und zwei Säbelhiebe über die Stirn hatte, die er in der Ungarschlacht empfing?“

„Ja Herr, derselbe. Habt Ihr meinen Vater gekannt?“

„Ob ich ihn gekannt habe!“ rief der alte Willibald aus und zog den Knaben an sein Herz, „ohne Deinen Vater lebte ich sicher nicht mehr. Er befreite mich von einem wüthenden Wolf, als ich einst, von einem solchen verfolgt, nicht weiter kommen konnte und erschöpft nieder sank.“

„Ja Kinder,“ fuhr der alte Willibald mit Rührung fort,“ dankt es dem Vater dieses Knaben, daß Ihr mich noch habt. Ach, ich selbst habe es ihm nicht vergelten können, denn er verschmähte alles was ich ihm bot. Einmal war er zum Besuch hier. Ich hatte vergebens gebeten, daß er doch etwas von mir nehmen

möge. Da sah er ein Paar weiße Tauben in einem kleinen Käfig auf dem Hofe stehen. „„Die gefallen mir außerordentlich, gebt sie mir,““ bat er. Ich gab sie ihm. Bald darauf ging er nach Hause und ich habe den Retter meines Lebens nicht wiedergesehen, nun ist er dahin geschieden und braucht meiner nicht.“

„Ach, ist es möglich!“ rief der Knabe, „seyd Ihr der Herr, von dem mein Vater die schönen Tauben erhalten hat, die ihm immer so viele Freude machten?“

„Der bin ich,“ sagte Willibald.

„Hier, Herr, hier!“ rief Anton aus, indem er den Korb hoch in die Höhe hob, „hier sind die beiden Tauben und noch zwei mehr haben sich mit der Zeit dazu eingefunden. Nehmt sie von mir wieder, wie sie der Vater einst von Euch empfangen hat. Bitte, lieber Herr.“

„Ich nehme sie," sprach Willibald gerührt, „sie sollen mich daran erinnern, was ich Deinem Vater schuldig geblieben bin und was ich Dir zu vergelten habe." Er hielt einen Augenblick inne, dann fuhr er fort: „Wer hätte das gedacht, daß ich noch ein so reicher Vater werden sollte. Der Herr sey gelobt, der alles wohl macht." Mit diesen Worten faßte er die um ihn her stehenden Kinder und drückte sie, jeden besonders, mit Thränen an sein Herz."

Neuntes Kapitel.

Der Mohr. *)

Noch desselben Tags ward Georgs Abreise beschlossen. Er sollte Deutschland und Frankreich durchreisen und dann zurückkehren zu dem Fuß der alten Harzgebirge, in die Arme des Vaters Willibald und seiner Dorothea. Anton, der sich gleich an Georg angeschlossen hatte, und der den Letzteren vom ersten Augenblick an lieb gewonnen, sollte Georg begleiten und unter dessen Leitung sich ausbilden. Gleich des andern Tags wollten Willibald und Dorothea die beiden Scheidenden bis Goslar begleiten, von wo aus sie am nächsten Morgen ihre Reise

*) Mohrenstraße.

antreten sollten, zu deren erstem Ziel Georg, heimlich nach Aufklärung sich sehnend, Leipzig ersehen hatte.

Unsere Reisenden machten sich den folgenden Nachmittag auf den Weg und kamen gegen Abend in Goslar an. Hier war noch alles in lauter Bewegung, denn es war der letzte Tag des berühmten Freischießens. Die große Wiese war gedrängt voll Menschen, die sich der lautesten Fröhlichkeit überließen. Die Stadt selbst war wie ausgestorben. Nach dem Schießplatz hatte sich alles gewendet. Eine große Menge drängte sich um ein hocherbautes hölzernes Gerüst. Auf demselben stand eine lange Tafel mit schwarzem Tuch bedeckt, worauf allerlei seltsame Gefäße und Instrumente sich befanden. In der Mitte des Tisches lag ein Todtenkopf auf einem großen Buch, zu beiden Seiten befanden sich zwei Kerzen. Ein Afrikaner stand hinter der Tafel und verkündete den Umstehenden wie er im Stande sey, ihnen ihre Zukunft zu verkünden. Auch Georg und

Dorothea, die sich draußen auf der Wiese befanden, traten Arm in Arm an das Gerüste. Vater Willibald, von Anton geführt, folgte.

Ein junger Mensch nahete sich dem Mohren, legte etwas Geld auf den Tisch und bat, er möge ihm doch sagen, was ihm bevorstehe. Der Afrikaner nahm den Todtenkopf von dem Buch, aus dem eine blaue Flamme zuckte, blätterte darin hin und her und stand einige Zeit nachdenkend; dann wandte er sich gegen den jungen Mann: „Du bist unter einem glücklichen Gestirn geboren,“ hub er an, „und ich kann Dir eine erfreuliche Zukunft verkünden. Bleibe rechtschaffen wie Du es bis jetzt gewesen bist und ein stilles bescheidenes Glück wird Dein Loos seyn.“

Zufrieden mit einer so fröhlichen Aussicht trat der junge Mann zurück und noch mancher andre ließ sich von dem alten Afrikaner sein künftiges Geschick voraussagen, das bei dem einen bald mehr, bei dem andern bald minder erfreulich war.

„Wollen wir uns nicht auch wahrsagen lassen?“ flüsterte Georg seiner Dorothea zu. Diese war es zufrieden und Beide traten an die Tafel.

„Habt die Güte, alter Herr, mir und meiner Braut ein freudiges Orakel zu geben,“ sagte Georg, indem er einige Geldstücke auf den Tisch legte.

Der Alte sah Georg durchdringend an, dann nahm er schweigend das Buch zur Hand, las lange Zeit sehr aufmerksam, wandte sich dann zu diesem und sagte: „Ich bin nur hier erfreuliche Dinge zu verkünden; Du aber bist unter einem seltsamen Gestirn geboren, ich kann Deine Zukunft nicht enthüllen.“

„Wer bist Du, sonderbarer Alter?“ fragte Georg erstaunt, einen Schritt zurücktretend.

„Ich bin wie Du ein Fremdling auf diesem Boden,“ sagte der Alte, „der es sich zu Nutze macht, die Geheimnisse der Natur erforscht zu haben.“

„Und kannst Du mir kein freudiges Orakel geben, guter Alter?“ fragte Dorothea.

Der Afrikaner sah dem Mädchen scharf ins Auge und ging dann zu dem Buche. Lange las er darin und schlug bald rückwärts bald vorwärts um. Endlich trat er auf Dorothea zu, faßte ihre Rechte, nahm Georgs Linke und sprach:

„Ihr seyd Beide unter einem Gestirn geboren, Ihr gehört einander nahe an, aber Ihr dürft Euch nicht angehören. Beider Gestirne Strahlen laufen nach entgegen gesetzten Richtungen und verlieren sich in trüber Ferne. Mehr kann ich Euch nicht sagen, denn hier schweigt meine Wissenschaft.“

Georg und Dorothea blickten sich betroffen an.

Der alte Willibald näherte sich mit Anton der Tafel. „Du hast meinen Kindern eine schlechte Verheißung gegeben,“ sprach er, „hast Du eine bessere für mich?“

Der Alte schlug in seinem Buche nach: „Unter Deinem Gestirn steht ein sonderbarer Spruch. Merk auf: Was die Vergangenheit säet, keimt in der Gegenwart und trägt Früchte in der Zukunft.“

„Was soll ich mit dem Spruch machen?“ fragte Willibald.

„Da siehe Du zu, ich weiß es nicht,“ antwortete der Afrikaner. „Besinne Dich, was Du für Thaten ausgesäet hast in den Jahren der Vergangenheit, und frage Dich, welche Früchte sie tragen können.“

Der alte Willibald ging tief erschüttert auf die Seite.

„Und was wird denn noch einmal aus mir werden?“ fragte Anton den Afrikaner.

„Ueber Dir,“ antwortete dieser, ohne in das Buch zu sehen, „schwebt noch das freundliche Gestirn der unschuldsvollen Kindheit. Dein künftiges Schicksal ist dem Blick des Geweihten noch nicht kund geworden.“

Georg zog den Afrikaner bei Seite. „Ich muß mehr von Dir wissen,“ flüsterte er ihm zu, „wo soll ich Dich finden?“

Nach einer Pause antwortete der Afrikaner: „In zwei Stunden stehe ich zu Euren Diensten.“

„Und wo soll ich Dich treffen?“

„Am westlichen Ende dieser Wiese steht ein einzelner Hollunderstrauch, dort erwartet mich.“

Georg wandte sich zu den Seinigen: „Laßt uns nach Hause gehen, ihr Lieben, um uns zur morgenden Reise zu stärken,“ sprach er, nahm Dorotheens Arm und führte sie nach der Stadt zurück.

Kaum waren sie aber in dem Gasthof angelangt, als Georg wohlbewaffnet vor das Thor ging und der bezeichneten Stelle zueilte.

Er fand den Hollunderstrauch, aber es war noch niemand da. Er lehnte sich auf seine

Flinte und blickte auf die Wiese hin, wo noch einzelne Gruppen froher Menschen sich der heitern Freude überließen.

Nach einer Stunde raschelte es hinter dem Strauch.

„Wer da!“ rief Georg.

„Ich bins,“ sagte eine Stimme und hervor trat der Bewohner des Rammelbergs.

„Bist Du hier?“ fragte Georg und blickte unwillig auf seinen Oheim hin.

„Aus Deinem Erstaunen sehe ich, daß Du mich nicht erwartet hast und aus Deinem Unwillen merke ich, daß Du mich nicht gerne hier siehst.“

„In der That,“ sagte Georg, „Du störst mich sehr unangenehm.“

„Ich weiß, Du erwartest den Afrikaner, der Dir Aufschluß geben soll über Dein Schicksal. Sey zufrieden, er ist da. Ich bin es selbst.“

„Du?“ sprach zweifelnd Georg.

„Ja ich. Ich sah Euch auf der Wiese in der Nähe des Gerüstes, daß ein Marktschreier für sich hatte aufschlagen lassen. Ich wollte Euer Gedächtniß etwas auffrischen und trat zu dem Eigenthümer des Gerüstes. Für vier Goldstücke überließ er mir für den Abend seinen ganzen Apparat und seine Afrikanische Maske. Ihr kamt glücklich herbei und ich sagte Euch, was ich Euch sagen wollte. Nun ist das Räthsel gelöst.“

„Und was sollten Deine finstern grauenerregenden Sprüche?“ fragte Georg.

„Sie sind der Spiegel Eurer Zukunft, verlaßt Euch darauf.“

„Wer ist der feindliche Stern, der sich meiner Verbindung mit Dorothea entgegenstellt?“ fragte Georg weiter.

„Mein Wille.“

„Die Zeit wirds lehren, ob Dein Wille Einfluß auf den Meinigen hat!“ lachte Georg auf.

„Ja wohl wirds die Zeit lehren; sieh Dich vor, daß Du nicht zitterst, wenn der entscheidende Augenblick erschienen ist.“

„Sieh Dich selber vor, feindseliger Dämon, der Du auf meinen Weg Dich drängst und mich in Deinen finstern Kreis hineinziehst. Hebe Dich weg von mir.“

„Ich verlasse Dich, weil es Zeit ist in meine Wohnung heimzukehren. Du reisest Morgen ab, reise glücklich, sieh zu, daß Du keinen Schaden nimmst. Leb wohl.“

Der Alte schritt in die Nacht hinaus und Georg schlug den Weg nach der Stadt ein.

Zehntes Kapitel.

Die Krone. *)

Dorothea hatte gesehen, daß Georg noch ausgegangen war und erwartete mit Sehnsucht und zärtlicher Besorgniß die Rückkehr des Geliebten. Sie stand vor dem gewölbten Eingange des finstern Hauses und schaute die Straße hinunter, als eine alte Frau an sie herantrat, die einen Korb mit mancherlei Blumen und Blüthen trug.

„Gott behüt Euch, schöne Jungfrau,“ sprach sie, „wollt Ihr nicht etwas von meinen schönen Blumen kaufen?“

---

*) Kronenstraße.

„Ich danke Dir,“ sagte Dorothea, „ich brauche keine Blumen.“

„Ei doch, ei doch!“ rief die Alte, „warum solltet Ihr sie nicht brauchen, das kann man gar nicht immer wissen, wie man eine Sache braucht. Kauft nur liebes Fräulein.“

„Ich sage Euch,“ erwiederte Dorothea, „daß ich nichts brauche.“

„Nun, wenn Ihr nichts braucht, so kauft doch wenigstens aus Mitleiden, ich habe vier kleine Kinder und einen alten kranken Mann, der sich selbst nicht helfen kann, viel weniger noch uns.“

Dorothea sah auf die alte Frau hin, die sich eben still einige Thränen aus den Augen wischte. „Was habt Ihr denn alles in Eurem Korb, gute Mutter?“ fragte das Mädchen.

„Ach, was Ihr Euch wünschen könnt an Blumen, seht nur her,“ sprach die Alte und packte ihre Sträußer aus.

„Ich habe an einem Strauß genug,“ sagte Dorothea, nahm ein Bouquet Vergißmein-

nicht und Rosen und drückte der alten, bekümmerten Frau einen Thaler in die Hand.

„Gottes reichster Segen über Euch, mein liebes gnädiges Fräulein!“ rief die Alte überrascht aus, „nun will ich meinem guten Mann und meinen Kindern Morgen auch einen guten Tag machen. Aber,“ setzte sie hinzu, „Ihr müßt noch mehr von meinen Blumen nehmen.“

„Ich danke Dir, gute Alte,“ sprach Dorothea, „ich brauche nicht mehr.“

„Nun denn so behüt Euch Gott,“ rief die Alte und ging. Nach einigen Augenblicken kehrte sie zurück: „Ich habe noch etwas Schönes zu Hause, das müßt Ihr von mir nehmen. Ich gönne es Euch, weil Ihr so gut seyd, Ihr werdet es nicht verschmähen. Ich bitte Euch, wartet. Ich wohne in der Nähe.“

Dorothea versprach es und die Alte ging.

Nach einer Viertelstunde kam die Alte zurück und trug eine Blumenkrone in der Hand. „Ich danke Euch,“ sprach sie zu Dorothea,

„daß Ihr auf mich gewartet habt und nicht fortgegangen seyd.“

„Was bringst Du mir denn da?“ fragte diese.

„Seht nur die hübsche Blumenkrone,“ sagte die Alte; „sie ist für eine junge hübsche Braut verfertigt, ich bitte nehmt sie von mir.“

„Meinst Du, daß ich schon Braut bin?“ entgegnete Dorothea.

„Ei! ein so hübsches, niedliches, herzensgutes Mädchen wird gewiß schon Braut seyn und wenn auch nicht, es doch bald werden; nehmt darum den Kranz immerhin und freut Euch der hübschen Blumenkrone, die nun Euer Lockenköpfchen einst schmücken wird.“

Dorothea lächelte.

„Sie wird wohl nicht mehr ganz frisch seyn,“ fuhr die Alte fort, „es ist schon etwas lange her, daß ich sie geflochten habe. Sie besteht aus Myrthenzweigen und weißen Rosen; wenn es noch lange dauert bis Ihr sie braucht, müßt Ihr wohl frische Blumen dazu thun.“

„Nun wir wollen sehen was dann zu thun seyn wird," sagte Dorothea.

„Es geh Euch aber glücklicher, als der Braut, für die der Kranz bestimmt war, sie starb in der Nacht vor ihrem Hochzeitstage. Ach meine liebe, gute Maria!" rief die Alte mit gebrochener Stimme und weinte laut.

„Habt Ihr eines Eurer Kinder verloren?" fragte Dorothea mitleidig.

„Gerade in der Nacht vor ihrem Hochzeitstag ist das gute Kind gestorben. Ach, es war meine gute, liebe Tochter, ich hatte sie immer so lieb und habe sie gehütet wie meinen Augapfel. Aber sie ist eingegangen zur ewigen Ruhe und ich arme Mutter irre nun trostlos umher und möchte ihr gern nachfolgen, aber ich kann nicht, denn ich darf doch meinen kranken Mann und meine andern Kinder nicht verlassen." Sie schluchste laut und ging von Dorothea fort in die Nacht hinaus.

Dorothea stand noch auf derselben Stelle, hielt sinnend den verdorrten Kranz in ihrer Hand

und sah noch immer nach der Gegend hin, wohin die Alte gegangen war, als die Wirthin des Hauses, welche Dorothea mit der Alten hatte sprechen sehen, eilend herbeikam.

„Daß Gott! liebes Fräulein, mit wem habt Ihr denn da gesprochen?“ hub sie an.

„Es war eine alte arme Frau, die mir Blumen verkaufte, als ich ihre Noth hörte gab ich ihr einen Thaler, da wurde sie so froh darüber, daß sie nach Hause lief und mir diese Blumenkrone holte. Sie sey zu ihrer Tochter Hochzeitstag bestimmt gewesen, erzählte sie.“

„Ach ja,“ sagte die Wirthin, „das ist die alte Gertraut hier aus der Stadt, deren Tochter in der Nacht vor ihrem Hochzeitstag gestorben ist. Seitdem ist die Mutter halb von Sinnen, erzählt allen Menschen von ihrer Tochter und will jedem ihre Blumenkrone schenken. Keiner nimmt sie aber von ihr, am wenigsten ein junges Mädchen.“

„Und warum denn nicht,“ fragte Dorothea, „was ist denn so hochgefährliches dabei?“

„Ach, liebes Fräulein, man hält bei uns dafür, wenn ein junges Mädchen die Brautkrone einer andern, vor dem Hochzeitstage gestorbenen Braut an sich nimmt, so wird sie ihren eignen Hochzeitstag nicht erleben."

Dorothea schwieg betroffen. Der geheimnißvolle Bergbewohner fiel ihr ein, sie blickte unruhig die Straße entlang, ob Georg nicht komme.

„Da seht nur," fuhr die Wirthin fort, „es ist ja an der ganzen Krone kein Blatt und keine Blume mehr zu sehen. Ist das aber auch ein Wunder, sie ist ja schon über Jahr und Tag alt."

Dorothea wurde noch unruhiger. „Schläft mein Vater schon?" fragte sie, um das Gespräch auf etwas andres zu lenken.

„Ja wohl, mein liebes Fräulein, schon lange. Da kommt ja eben auch der junge Herr her, den Ihr zu erwarten scheint. Ich will hineingehen und Licht anzünden." Die Wirthin ging und Dorothea eilte Georg

entgegen, der mit schnellen Schritten auf das Haus zu kam.

Dorothea hielt ihm die verdorrte Krone entgegen und erzählte ihm, mit Thränen in den Augen, was so eben geschehen war.

„Beruhige Dich," sprach Georg gefaßt, „das Unglück scheint uns mit schnellen Schritten zu verfolgen, aber, wie dem auch sey, ich halte Dich in meinen Armen und wanke nicht. Treue bis zum Tod! sey unsre Losung."

Er umschlang das liebe Mädchen und trat mit ihr in das Haus.

Eilftes Kapitel.

Leipzig. *)

Am andern Morgen war kaum die Sonne aufgegangen, als unsere Reisenden schon gerüstet waren. Die Stunde schlug, in der sie nun auf lange von einander scheiden sollten. Der alte Willibald umarmte Georg väterlich, legte ihm den kleinen Anton ans Herz und gab ihm noch einige wohlgemeinte Regeln, auf Lebensklugheit und Erfahrung begründet, mit auf den Weg. Dorothea weinte laut, die hellen Thränen liefen ihr von den Wangen herab. „Vergiß mich nicht und kehre bald wieder," schluchzte sie in Georgs Armen, „die fremde Welt ist

---

*) Leipziger Straße.

groß und schön. Du wirst viele Frauen und Mädchen antreffen, die tausendmal liebreizender und schöner sind als ich; wenn Du aber bedenkst, daß ich, während Du fern bist, einsam und traurig in meiner Kammer sitzen und jede Secunde zählen werde, bis Nachricht von Dir kommt oder Du selbst zurückkehrst, wenn Du bedenkst, daß der Augenblick, in dem ich erfahre, daß Du mich verlassen hast, auch der letzte meines Lebens ist, so wirst Du mich gewiß nicht vergessen."

„Nein," rief Georg aus, „bei Allem was mir heilig ist, ich vergesse Dich nicht! So verleugne mich der ewige Vater dereinst am letzten aller Tage, wenn ich Dich je verlasse. Treue bis zum Tode!"

Er riß sich gewaltsam aus den Armen des Mädchens, drückte den letzten Kuß auf ihren Mund, rief Anton zu sich und eilte hinaus. Nach kurzer Zeit hatten sie Goslar im Rücken. In trüber Stimmung trat der alte Willibald den Heimweg an. Dorothea folgte mit zerrissenem Herzen.

Unsere Reisenden setzten ihren Weg fort und kamen ohne ein wichtiges Ereigniß nach Leipzig. Als Georg die ehrwürdige Stadt vor sich liegen sah, wurde er sonderbar bewegt. Es fuhr ihm durch den Sinn, daß sein Oheim ihn hierher bestellt hatte. Er sah in hoher Spannung dem entgegen, was da kommen würde. Mit klopfendem Herzen ging er durch das Thor der alten Handelsstadt. Der Thorwächter hielt ihn an: „Wer seyd Ihr, Herr?"

„Ich habe im Reichsheere gedient und bin meines Dienstes entlassen. Mein Name ist Georg Valcourt, mein Vaterland Altengland," erwiederte Georg.

„Wenn Ihr der seyd," sprach der Thorwächter, „so habe ich diese Karte an Euch abzugeben."

„An mich?" fragte zweifelnd Georg, „ich bin hier ganz fremd. Ihr irrt Euch wohl?"

„Kann doch wohl nicht seyn," erwiederte jener, „es steht ja Euer voller Name darauf."

Und so war es auch. Georg nahm die Karte und ging weiter. Mit steigender Verwunderung las er auf derselben:

„Begebt Euch, Sir Georg Valcourt, nach Ansicht dieses, nach dem letzten Hause in der C—straße, dort wird man Euch nähere Auskunft von dem geben, was Euch zu wissen nöthig ist.“

„Das ist der Arm meines geheimnißvollen Oheims, der mich auch hier leitet,“ sprach Georg finster und trat mit Anton in einen Gasthof. Hier schrieb er an Vater Willibald und an seine geliebte Dorothea, überließ es Anton, die Briefe zu besorgen und ging nach dem ihm angegebenen Ort.

Er fand eine düstere, nicht sehr lange Straße; die Dächer der gegenüber liegenden Häuser schienen sich fast zu berühren. Der Himmel war mit Wolken bedeckt. Alles war dazu geeignet, Georgs Stimmung finsterer zu machen als sie es schon war. Das angegebene Haus war bald gefunden, es zeichnete sich vor

den andern durch sein alterthümliches, unscheinbares Aeußere aus.

Georg trat hinein. Ein langer, düsterer Flur dehnte sich vor ihm aus. Er rief, niemand erschien. Er ging über den Flur weg und kam an das andere Ende, wo durch ein angebrachtes kleines Fenster sparsames Licht fiel. An der rechten Seite war eine Thür. Georg klopfte an. Ein alter, freundlicher Mann öffnete. „Wer seyd Ihr, Herr?" fragte dieser. Georg nannte seinen Namen. „So kennt Ihr wahrscheinlich den Herrn Charles Valcourt aus Brienne?" fragte dieser weiter.

„Nein," sagte Georg, „der Name ist mir unbekannt, doch ich ahne wer es ist."

„Wenn er Euch unter diesem Namen nicht bekannt ist, so kennt Ihr ihn doch wahrscheinlich unter dem, womit man ihn jetzt nennt: den geheimnißvollen Bewohner des Rammelbergs?"

„Allerdings kenne ich den und wie er selbst behauptet, gehöre ich ihm näher an; er sagt er sey mein Oheim."

„So ist es auch," fuhr der Alte fort, „Herr Charles Valcourt ist Euer Oheim."

„Und wer seyd Ihr denn, daß Ihr von dem allen eine so genaue Kunde habt?"

„In frühern, bessern Zeiten war ich bei Eurem Oheim in Diensten; jetzt aber, da er allen Verkehr mit den Menschen aufgegeben hat, wohne ich hier in Leipzig und nähre mich auf mancherlei Art so gut ich kann."

„Du hast wohl früher das volle Vertrauen Deines Herrn gehabt?"

„Allerdings Herr und ich habe es noch. Alles was er noch mit der großen Welt zu thun hat, muß ich beschaffen. Ich thue es auch immer sehr gern, denn er war mir stets mehr Freund als Gebieter."

„Und daß Du mich jetzt hast zu Dir rufen lassen, geschah auch wohl auf seinen Befehl?"

„Ja wohl, lieber Herr, ich habe es gestern früh erfahren, daß Ihr wahrscheinlich heute ankommen würdet.“

„Und was soll ich hier?“

„Zuerst, Herr, soll ich Euch meine Dienste anbieten, für die Zeit, daß Ihr Euch in dieser Stadt befindet und dann soll ich etwas sehr Wichtiges in Eure Hand übergeben. Verzieht ein wenig, ich hole es.“

Der Alte ging aus dem Zimmer. Georg blieb allein in einer seltsamen Stimmung zurück. Nach einigen Augenblicken kam ein junges Mädchen, brachte ihm einen Becher mit Wein und einige Erfrischungen, nöthigte ihn freundlich sich zu bedienen und ging wieder. Bald darauf kam der Alte zurück, er trug ein versiegeltes Packet in der Hand.

„Hier, Sir Georg,“ sagte er, „dies Packet soll ich Euch auf Befehl Eures Oheims überliefern. Nehmt es mit und les't es auf-

merksam durch, es wird Euch wichtige Aufschlüsse über Euch selbst geben."

Georg ging nach Hause und schloß sich in seinem Zimmer ein. Hastig öffnete er das Packet und fand obenaufliegend einen folgendermaßen lautenden Zettel:

„Beiliegende Blätter geben Dir Aufschluß über mich, über Deine Mutter und über Dich selbst; Du wirst erfahren wer Du bist und darnach bestimmen was Du zu thun hast. Du bist jetzt in Leipzig, wohin Du Dich wenden willst steht bei Dir. Lebe wohl und handle Deiner würdig.

Dein Oheim."

Die beiliegenden Blätter, die Georg in größter Hast entfaltete, enthielten Familiennachrichten, deren Inhalt hier in gedrängter Kürze folgt:

„Mein Vater hatte mich zum Kriegsdienste bestimmt und mir eine diesem Stande angemessene

Erziehung gegeben. Als ich mein achtzehntes Jahr erreicht hatte, gab man mir eine Fahne; ich habe manche rühmliche Schlacht mitgefochten und war wenigstens nie der Letzte. Sechs Jahre hatte ich gedient, als eine plötzliche Krankheit meines Vaters, mich nach Brienne zurückrief. Ich flog dahin, aber ach! ich kam schon zu spät, mein Vater lebte nicht mehr. Meine einzige Schwester fand ich trostlos bei der Leiche. Um dies arme Mädchen nicht ganz verlassen zu wissen, da wir fast gar keine Verwandte und nur sehr wenig Freunde hatten, weil mein Vater immer sehr zurückgezogen zu leben pflegte, beschloß ich bei ihr zu bleiben. Das nachgelassene Vermögen war bedeutend genug um mir und meiner Schwester einen anständigen Unterhalt zu sichern. Ich bat um meinen Abschied und erhielt ihn."

„Meine Schwester und ich waren ein Beispiel seltener Geschwisterliebe, man nannte uns in Brienne die Unzertrennlichen und wahrlich

man sagte nicht zuviel. Das Mädchen war mir an die Seele gewachsen, es war, als ob nur ein einziger Geist in unser beider Körper lebte."

„Meine Schwester war von dem Tode des von ihr so sehr geliebten Vaters, so erschüttert worden, daß ich, zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit, eine Ortsveränderung für nöthig hielt. Einige Aerzte, die ich um Rath fragte, stimmten mir bei. Meine Schwester, der ich diesen Antrag machte, war es zufrieden. Ich schlug ihr England vor, wo uns in Worchester noch eine weitläuftige Anverwandte lebte."

„„Ich bin es zufrieden,"" antwortete Mathilde. „„weil Du es willst, mir ist alles recht wie Du es anordnest.""

„Mit Geldern und Wechseln reichlich versehen traten wir unsere Reise an und gelangten glücklich nach Worchester. Unsere alte Tante war bald aufgefunden; liebreich nahm sie uns

bei sich auf und sorgte mit mütterlicher Umsicht für unsere Einrichtung."

„Ich hatte mich nicht geirrt. Die Ortsveränderung wirkte erfreulich auf den Gesundheitszustand meiner Mathilde. Hier lernte ich einen mit mir ungefähr in gleichem Alter stehenden Mann kennen, der sich Jollif nannte; es ist derselbe, mein Sohn, dem Du so viel verdankst und der Dich so nahe angeht." —

Hier hielt Georg einen Augenblick inne und gab sich ganz der Erinnerung hin, dann fuhr er weiter fort im Lesen:

„Ich schloß mit Jollif bald einen engen Freundschaftsbund. Auch er hatte, wie ich, alle Verwandte und Freunde verloren und stand allein in der Welt. Eine Wunde hatte ihn zu ferneren Kriegsdiensten untauglich gemacht und er lebte jetzt in völliger Zurückgezogenheit, von dem Ertrag eines kleinen Landgutes in der Nähe Worchesters. Ich bemerkte bald, daß das Herz

des Freundes sich meiner Schwester zuwandte und freute mich innig, denn er war ein braver Mann. Ich hatte mir eine frohe Zukunft geträumt; ach, es ward alles ganz anders!"

„Meine Tante sah immer viele Leute bei sich, die sich durch Verstand und Bildung auszeichneten. So geschah es denn, daß von Einem derselben, ein junger, deutscher Edelmann, Namens von Horneck, bei der Tante eingeführt wurde."

„Schon das wohlgefällige Aeußere des jungen Fremden, sein feiner Anstand und sein zartes Benehmen wirkten sehr vortheilhaft auf uns Alle. Man bat ihn oft wiederzukommen und er versprach, so lange er in Worchester sey, diese Erlaubniß zu benutzen."

„Er hielt Wort und kam bald alle Tage. Ich hatte mich nie recht an ihn anschließen können, er war zu leicht, zu flatterhaft für mich. Ich hatte mir die ernsten Deutschen ganz anders vorgestellt."

„Nach einigen Wochen kam Jollif eines Morgens zu mir. „„Ich will Dir Lebewohl sagen, lieber Bruder,““ sprach er.“

„„Du willst reisen?““ fragte ich erstaunt.“

„„Ich muß,““ war seine Antwort, „„Du weißt meine Liebe zu Deiner Schwester. Bescheiden hielt ich mich zurück, denn es schien mir immer, als könne sie meine Gefühle nicht erwiedern. Ich weiß es jetzt bestimmt, daß es so ist. Deine Schwester liebt einen andern; ich traue mir nicht so viel Stärke zu, daß ich dieses gelassen ansehen könnte. Laß mich scheiden.““

„„Meine Schwester liebt?““ fragte ich betroffen.“

„„Und das siehst Du nicht?““ sprach Jollif, „„wen anders als Horneck. Gott gebe, daß Beide glücklich mit einander werden, ich wünsche es um Mathildens und unsrer Aller willen. Traure nicht um mich, lieber Bruder, ich bin stark genug auch das Aeußerste zu ertragen.

Jetzt scheide ich. Bedürft Ihr einst, was Gott verhüten möge, meiner Hülfe, so sollst Du mich wiedersehen.““ Er schloß mich bewegt an seine Brust und ging.“

„Erst nach langer Zeit erholte ich mich von meinem Erstaunen. Wie Schuppen fiel es von meinen Augen. Hornecks und Mathildens Benehmen gegen einander, was war es anders als Liebe! Ich suchte meine Schwester auf und fand sie allein.“

„„Jollif hat uns eben verlassen,““ sagte ich zu ihr, „„er liebt Dich und hat keine Gegenliebe erhalten können. Er hat mir Dein Verhältniß zu Horneck entdeckt, was soll ich davon glauben?““

„Mathilde weinte. Sie gestand, daß sie nicht ohne Horneck leben könne. Sie werde von ihm geliebt und habe den Schwur ewiger Liebe und Treue von ihm empfangen.“

„In diesem Augenblick trat Horneck in das Zimmer. Er ging mit leidenschaftlichem Ungestüm auf mich zu, nannte mich Freund,

Bruder und bat, ihm meine Schwester nicht zu verweigern."

„„Und was wird Ihre Familie dazu sagen?"" fragte ich, „„Mathilde ist die Tochter eines Bürgers aus Brienne, Sie sind der Sohn eines deutschen Edelmanns. Haben Sie das bedacht?""

„„Ich habe es bedacht,"" erwiederte Horneck, „„mein Vater liebt mich, er wird seine Einwilligung geben und sollte er sie zurückhalten, so habe ich von mütterlicher Seite Vermögen genug für mich und Mathilde; ich erhebe es und lasse mich bei Euch in England nieder.""

„Ich konnte nichts dagegen sagen, Beide bestürmten mich mit ihren Bitten und Thränen. „„Es sey,"" sagte ich, „„wenn Horneck die Einwilligung seines Vaters bringt."" Dieser ging um sogleich nach Deutschland zu schreiben."

„Meine Tante war schon seit einiger Zeit bettlägerig gewesen. Sie starb in einigen Tagen.

Ich ward von ihr nebst meiner Schwester zu Universalerben eingesetzt. Ihre Vermögens- und sonstigen Verhältnisse erforderten, daß ich eine Reise nach London machte."

„„Ihrer Ehre,"" sagte ich kurz vor meiner Abreise zu Horneck, „„vertraue ich meine Schwester, wachen Sie über sie und sich.""

„Ich reiste ab und kam in London an. Meine Geschäfte waren bald beendigt, aber ich wurde unwohl und mußte noch bleiben. Die Unpäßlichkeit wurde zu einer gefährlichen Krankheit, die mich drei Monate an das Bett fesselte. In der ganzen Zeit hatte ich nur zweimal Nachrichten von Mathilde erhalten."

„Endlich genaß ich. Auf den Flügeln der Sehnsucht eilte ich nach Worchester zurück. Ich trat in mein Haus und ging nach dem Zimmer meiner Schwester. Sie saß weinend auf einem Schemel, als sie mich erblickte stürzte sie mit einem Schrei ohnmächtig zu Boden."

„Bestürzt eilte ich hinzu und brachte sie zu sich selbst. Sie hatte kaum die Augen wieder aufgeschlagen, als sie zu meinen Füßen niederstürzte und ausrief: „„Strafe mich, Bruder, Horneck hat mich verlassen, ich bin Mutter!““

„Ich stand starr vor Entsetzen. Der Schreck hatte mir die Sprache geraubt, das Blut war aus meinem Gesichte gewichen, mein Herz schlug hörbar.“

„Jetzt klärte sich alles auf. Horneck hatte meine Schwester betrogen und war nach Deutschland zurückgereist. Von dort aus hatte er nichts mehr von sich hören lassen.“

„Meine Stimmung in dieser Zeit war schrecklich; ich weiß mir selbst keine Rechenschaft davon zu geben.“

„Endlich nahte die fürchterliche Stunde heran. Mathilde wurde bettlägerig, ein Knabe wurde der Zeuge ihrer Schande. Du warst es, Georg. Ich war nicht mehr ich selbst; was ich früher gewesen, war abgestorben. Ich war

immerwährend in einem Zustand zwischen Wachen und Träumen."

„Mathilde wurde von Tag zu Tag schwächer. Als Du ein Jahr alt geworden, war sie schon ganz für die Welt abgestorben. Ich versuchte alles, sie zu erhalten, aber vergebens! sie verschied eines Morgens sprachlos und unter heftigen Schmerzen in meinen Armen."

„Ich nahm Dich, lieber Georg, auf den Arm und schwur der dahingeschiedenen Unglücklichen blutige Rache. Jollif trat in's Zimmer. „„Ich halte Wort,"" rief er aus, „„ich komme wieder, nun ihr meiner bedürft."" Er verschaffte eine Wärterin für Dich und versprach für Deine Erziehung Sorge zu tragen. Er hat redlich Wort gehalten. Ich übergab alles was mein war in die treue Hand des Freundes."

„Am nächsten Morgen begleitete ich mit Jollif Mathildens Leiche. Des andern Tages eilte ich auf Flügeln der Rache nach Deutschland. Als ich den deutschen Boden betreten hatte, wendete ich alles an, Horneck aufzufinden, doch

umsonst. Der alte Horneck war gestorben. Der Sohn hatte die väterlichen Besitzungen verkauft. Kein Mensch konnte mir Nachricht geben. Ich durchreiste alle Provinzen, durchforschte alle Städte und sonstige Oerter, kaum einen ließ ich unbesucht. Alles vergebens. Ich verließ Deutschland und durchreiste Frankreich, Italien und die Schweiz, doch auch hier fand ich weder die Ruhe meiner Seele, noch den Gegenstand meiner Rache. Ich kehrte nach Deutschland zurück. Mein Geschick führte mich nach Goslar, eine Gegend, die ich auf meiner ersten Reise weniger beachtet hatte. Auch hier waren meine Nachforschungen anfangs vergebens. In der Umgegend, die ich durchstreifte, hielt ich endlich eines Abends vor einem Meierhofe still. Ich sah einen Mann vor der Thür desselben sitzen, ein kleines Mädchen spielte um ihn her. Wie vom Donner gerührt stand ich still. Es war Horneck. Ich wollte auf ihn zustürzen und ihm mein Schwert in das Herz stoßen, aber ich hielt mich, bis ich Erkundigungen eingezogen und Gewißheit

erlangt haben würde. Es war wirklich Horneck. Das Mädchen, welches um ihn spielte, war die Frucht einer in Deutschland eingegangenen Ehe. Die Mutter war bald nach der Geburt gestorben. Ich wollte die Gegend nicht verlassen und blieb die Nacht über am Fuße des Rammelberges. Hier schwur ich es mir, meine Schwester so zu rächen, wie wohl selten ein Mädchen gerächt worden sey. Diesen Gedanken hielt ich fest und bildete ihn aus. Jahre sind vergangen und der träge Schneckengang der Zeit hat mein glühendes Gefühl nach Rache nur verstärkt. Was ich gewesen, bin ich nicht mehr. Das Leben in Wäldern und Höhlen mit wilden Thieren hat mich ihnen gleich gemacht. Die Stunde der Rache ist erschienen. Triumph! Triumph!“

Zwölftes Kapitel.

Die Krause. *)

Mit inniger Wehmuth hatte Georg die Leidensgeschichte seiner Mutter gelesen. Jetzt legte er das letzte Blatt aus der Hand und ging mit starken Schritten durch das Zimmer.

„Vater,“ rief er aus, „wie war es Dir möglich, Dein Weib und Deinen Sohn zu verlassen und sie dem Elend und der Schande Preis zu geben? Wehe Dir Vater! Mathildens weinender Schatten wird Dich am Thron des ewigen Richters einst anklagen und Gott ist gerecht. Wehe Dir!“

---

*) Krausenstraße.

Er überließ sich ganz seinem Schmerz. „Dorothea," rief er aus, „wenn Du wüßtest!" Das Wort erstarb ihm im Munde, er stand leblos da, alle Lebensgeister waren auf einmal von ihm geflohen. Erst nach langer Zeit erholte er sich. „Allmächtiger Gott," rief er aus, „in welch ein Labyrinth des Jammers bin ich gerathen! Willibald und Horneck! Dorothea ist meine Schwester!"

Die Mitternachtsstunde schlug, alles war rings um ihn her still wie das Grab. „Geist meiner Mutter," betete Georg, „komm herab aus Deinem Paradiese und stehe Deinem Sohn bei!"

Unter den Papieren, die Georg empfangen hatte, war auch noch ein versiegeltes, an ihn gerichtetes Schreiben gewesen. Dies erbrach er jetzt. Er sah zuerst nach der Unterschrift, der Brief war von seiner Mutter. In dem Briefe selbst lag eine wundersam gestickte Halskrause. Unter häufigen Thränen las Georg folgendes:

„Mein lieber Sohn!

„Wenn Du dieses Schreiben von meinem Bruder empfangen wirst, werde ich nicht mehr seyn. Ich bin dann eingegangen in die Wohnungen der Seligen, wo kein Trübsal und kein Elend mehr ist, sondern nur Friede und Freude immerdar, ich werde dann am Thron des ewigen Vaters Segen für Dich erflehen und er wird das Gebet einer liebenden Mutter erhören."

„Verachte nicht, mein lieber Sohn, diese letzten Worte Deiner sterbenden Mutter, laß sie Dir heilig seyn und bewahre sie als ein Zeichen der Erinnerung an mich."

„Zuerst muß ich Dich, mein Sohn, um Vergebung bitten, daß Du Dein Leben einem Verbrechen Deiner Mutter verdankst. Richte diesen Fehler menschlich und verachte mich deshalb nicht. Die Welt wird Dich Bastard nennen und Dich von vielen Rechten und Vortheilen ausschließen, aber wandle Du rechtschaffen vor

Gott und Menschen, so wird Dir niemand etwas anhaben und es wird Dir wohlgehen so lange Du lebst."

„Die Halskrause, die Du in diesem Briefe findest, habe ich für Deinen Vater gestickt, ich wollte sie ihm umlegen an dem Tage da Du geboren werden solltest, aber er hat mich verlassen und es hat nicht seyn können. Nimm Du sie hin, mein Sohn, und bewahre sie als ein theures Andenken, an Deine sterbende Mutter, die schweren Herzens von Dir scheidet."

„Wenn Du einst Deinen Vater triffst, so bringe ihm meine Vergebung und meinen Segen. Vereitle, wenn Du es im Stande bist, die Rachepläne Deines Oheims, ich will nicht, daß Blut um mich fließe; halte ihn zurück. Rache taugt nicht in des Menschen Hand."

„Wenn Gott Dich erhält und Du das männliche Alter erreicht haben wirst, so hüte Dich, mein Sohn, in der Brust eines Mädchens Gefühle zu erwecken, die Du nicht

erwiedern kannst. Thust Du es, so hast Du eine doppelte Sünde auf der Seele, denn das betrogene Mädchen wird in Jammer und Elend dahin sterben und Du selbst wirst früher oder später ein Opfer Deiner That werden, denn es giebt eine Vergeltung. Bleibe rechtschaffen und fromm und verlaß den Pfad der Tugend nicht. Erinnere Dich mit Liebe Deiner dahingeschiedenen Mutter und weihe ihrem Andenken eine Thräne. Lebe wohl, mein theurer Sohn, ich befehle Dich der Obhut des allmächtigen Gottes, er leite Dich an seiner Vaterhand und gebe Dir dereinst den ewigen Frieden.

Mathilde Valcourt."

Die Nacht ging vorüber, der neue Morgen fand Georg noch auf derselben Stelle, den Brief der Mutter in der Hand. Er hatte ihn wiederholt gelesen und las ihn noch immer wieder. Er war in einer Stimmung, die ihm sein ganzes Daseyn zuwider machte, er wünschte mit seiner geliebten Mutter vereinigt zu seyn.

Anton trat in das Zimmer. „Hier lieber Georg," sprach er, „ein Brief vom Vater Willibald an Dich."

Georg nahm und las:

„Mein lieber Sohn!

„Ich bin außer mir. Dorothea ist fort, kein Mensch weiß wohin. Gott gebe, daß Dich dieser Brief noch in Leipzig trifft. Komm so schnell als möglich.

Willibald."

„Ha," rief Georg aus, „das ist das Werk meines Oheims. Auf, Anton, auf, laß uns eilen, fliegen zur Rettung!"

Beide brachen von Leipzig auf und reisten ohne Aufenthalt, bis sie in Willibalds Wohnung ankamen. Dieser trat ihnen mit Gram und Kummer im Gesicht entgegen: „Helft, rathet meine Söhne," sprach er, „Dorothea ist fort, ich weiß nicht wohin, alle Nachforschungen sind vergebens."

„Ich glaube zu wissen wo sie ist,“ sprach Georg, „gebe Gott, daß meine Ahnung mich nicht betrügt.“ Mit diesen Worten nahm er den alten Willibald bei der Hand und führte ihn in ein anderes Zimmer.

Georg war in heftiger Bewegung. Er schloß die Thür ab und trat vor den Alten hin. „Sprich,“ sagte er mit zitternder Stimme, „sprich und sage mir, ob Du nicht ein Freiherr von Horneck bist?“

„Woher weißt Du das?“ fragte, heftig erschreckend, Willibald.

„Du bist's!“ rief Georg aus, „Du bist Horneck, bist mein Vater, der meine arme unglückliche Mutter gemordet hat. O, himmlische Barmherzigkeit!“

„Ja ich bin's!“ bekannte Willibald, „doch woher hast Du es erfahren?“

„Hier!“ sprach Georg und reichte ihm den Abschiedsbrief der Mutter.

Der Alte schwankte hin und her und drohte zu sinken. „O die Gerichte Gottes sind gerecht!“ rief er aus.

„Ja wohl sind sie gerecht, da sie Dich mir in dieser Stunde gegenüberstellen. Mutter, unglückliche Mutter, ich will Dich rächen.“

„Nicht Du, mein Sohn, der Himmel selbst übt Rache, ich fühle schon in diesem Augenblick seine strafende Hand.“

„Sage mir, alter Mann, wie war es Dir möglich, solches an einem Mädchen zu thun, das Dich so zärtlich liebte?“

„Höre und richte,“ erwiederte Willibald, sich sammelnd, „Dorotheens Mutter war eine weitläuftige Anverwandte unseres Hauses und mit mir feierlich verlobt, noch ehe ich nach England ging. Ich sah Deine Mutter und lernte nun erst kennen was Liebe ist. Ein Brief meines Vaters rief mich schleunig nach Deutschland, als Dein Oheim in London war.

Ich eilte so schnell als möglich nach unsern Besitzungen. Mein Vater lag auf dem Sterbebette. Kunigunde, — meine verlobte Braut, — saß neben seinem Bette."

„„Ich danke dem Himmel, mein Sohn,"" sagte mein Vater, „„daß ich Dich noch vor meinem Ende sehe, ich fühle, daß ich den Abend dieses Tages nicht mehr erleben werde und ich habe noch so manches zu bestellen, ehe ich ruhig scheiden kann. Sieh,"" fuhr er nach einer Pause fort, „„hier ist Kunigunde, Deine verlobte Braut, zu meinen irdischen Wünschen gehört noch, Euch beide als Mann und Weib mir gegenüber zu sehen. Alles ist dazu bereit, soll Dein Vater vergebens bitten?"" Ich vermochte nicht ein Wort hervorzubringen. Ein Priester trat herein und gab uns zusammen. Erschöpft sank ich zu den Füßen meines Vaters nieder, Kunigunde kniete neben mir. Er ertheilte uns seinen väterlichen Segen. Nach einer Stunde war er bereits in dem Herrn verschieden."

„Meine Lage kann ich Dir nicht beschrei-
ben, sie war fürchterlich. Der Vater ward zur
Erde bestattet. Ich trat die Güter an. Mein
Leben glich dem eines Träumenden; umsonst
versuchte es Kunigunde, mich zu erheitern, es
gelang ihr nicht. Endlich ermannte ich mich
und entdeckte ihr alles. Das edle Weib ward
heftig erschüttert und drang in mich, Mathilde
aufzusuchen. Es geschah, ich wandte mich
schriftlich an den Magistrat zu Worchester. Es
kam die Nachricht, Mathilde Valcourt sey ge-
storben. Jetzt war mir alles gleichgültig, ich
verkaufte meines Vaters Besitzungen, legte den
Namen Horneck, den ich mit Schande gebrand-
markt hatte, ab und nannte mich Willibald.
Ich kaufte diese Meierei. Kunigunde ward
Mutter, Dorotheens Geburt war ihr Tod.
Das, mein Sohn, ist meine Geschichte; nun
sprich mein Urtheil.“

„Gott ist barmherzig, er vergiebt uns
unsre Missethat, er hat Dir auch vergeben;
meinst Du, Dein Sohn werde Dein Richter

seyn? Nein, mein Vater, im Namen meiner Mutter rufe ich Dir Vergebung zu."

Der alte Willibald weinte still.

„Und zum Zeichen, daß ich es redlich meine, sieh diese Krause, die letzte Arbeit meiner Mutter. Sie war für Dich bestimmt, nun ist sie in meine Hand gekommen und keine Macht der Erde sollte sie mir entreißen; aber meine Mutter hat Dir vergeben und so schmücke ich Dich mit dieser letzten Arbeit ihrer Hände."

Georg legte Willibald die Krause mit Thränen in den Augen um. Vater und Sohn lagen sich versöhnt in den Armen.

Dreizehntes Kapitel.

Der Schütze. *)

„Nun, mein Vater,“ sprach Georg nach einer Pause, „wir sind versöhnt. Mathilde sieht von oben herab und lächelt freundlich zu unserm schönen Bunde. Fasse Dich jetzt und laß uns zusammen überlegen, wie Dorothea zu finden ist.“

„Ich bin unfähig zu denken und zu handeln, mein Sohn,“ erwiederte der Alte, „denke und handle Du für mich.“

„Und Dorothea ist verschwunden?“

„Seit mehreren Tagen.“

---

*) Schützenstraße.

„Und habt Ihr durchaus keine Spur?“

„Durchaus keine.“

„Ich denke ich werde sie finden,“ sprach Georg und ging.

Unter den Arbeitern des Meierhofes suchte er sich zwei handfeste Burschen aus, bewaffnete sie, hing Flinte und Schwert um und nahm Abschied von dem Alten. „Tröste Dich, Vater, wenn es noch in menschlicher Macht steht, bringe ich Dorothea wieder.“

Er schlug mit seinen Begleitern den Weg nach dem Gebirge ein, hin nach dem Ort, wo er wußte, daß sein Oheim seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Nach langem Suchen fand er die Stelle wieder, aber umsonst, es war niemand da; das Leben aus dieser Einöde war entflohen. Ein hoher Aschenhaufen lag in der Höhle, ein halb verbrannter Baumstamm daneben. Unverrichteter Sache gingen sie wieder. Keine Höhle, kein Gebüsch blieb undurch-

sucht; alles vergebens. Nach dreitägigem, unermüdeten, aber fruchtlosen Suchen kehrten sie wieder zurück.

„Es ist nichts, alter Vater,“ rief er dem trostlosen Willibald entgegen, „es ist nichts, ich habe Dorothea nicht gefunden.“

„Sie lebt nicht mehr,“ schluchste dieser, „Gott hat sie zu sich genommen.“

„Sie lebt noch und muß noch leben,“ sagte Georg, „und ich will sie finden und wäre sie in dem Mittelpunkt der Erde versteckt.“

„Du wirst vergebens suchen,“ sprach trauernd Willibald.

„Ich glaube nicht, ich will hinaus in die Welt und nicht eher wiederkehren, bis ich sie gefunden habe. Aber erst will ich noch dies Gebirge durchsuchen, bis in die innersten Tiefen seiner geheimnißvollen Höhlen.“

„Nimm mich mit Dir,“ rief Anton aus und schmiegte sich an Georg, „nimm mich

mit Dir, Bruder Georg, laß uns zusammen Schwester Dorothea suchen."

„Es sey," sagte dieser, „mache Dich reisefertig, morgen gehen wir ab."

Der Morgen kam, trüb und ernst war er, nur dann und wann blickte ein matter Sonnenstrahl durch die zerrissenen Wolken.

Anton kam zu Georg auf das Zimmer. „Komm," sprach er, „laß uns gehen und Schwester Dorothea suchen."

Sie gingen nach Willibalds Zimmer um Abschied zu nehmen. Dieser trat ihnen völlig reisefertig entgegen. „Nehmt mich mit Euch Kinder," sagte er, „und laßt uns gemeinschaftlich Dorothea suchen. Hier würde ich nicht Ruh und Rast haben, ich würde Tag und Nacht umherwandern, bis Ihr wiederkehrtet, diese Einsamkeit wäre eine Hölle für mich, darum will ich mit Euch ziehen."

Sie gingen. Georg schritt vorauf, Willibald und Anton folgten.

Sie gingen durch das Ockerthal, bei der Altenauer Silberhütte vorüber, die Straße nach dem Andreasberg zu. Ueberall keine Spur, alles Suchen war vergebens. Gegen Abend kamen sie an ein freundlich liegendes, von hohen Bergen umgebenes Dorf. Die Sonne stand schon tief im Westen, sie beschlossen, da sie alle drei ermüdet waren, die Nacht hier zu bleiben. In dem Wirthshause des Dorfs war bald Raum für sie gefunden. Der alte Willibald suchte sein Lager. Anton war am Tische eingeschlafen. Georg stand am Fenster. Es war ihm nicht zu Muth wie schlafen, seine Sinne waren zu aufgeregt, sein Geist schweifte in die Ferne. Da hörte er in der Nähe einige Schüsse fallen. „Was ist das?“ fragte er den Wirth.

„Unsere jungen Bursche,“ sagte dieser, „haben heute ein Scheibenschießen; wenn Ihr etwa ein Bischen zusehen wollt, gleich draußen vor dem Dorf ist ein freier Platz, da findet Ihr sie und da Ihr ein Gewehr bei Euch

habt, so könnt Ihr einen Schuß mit versuchen, das ist gern erlaubt."

Georg nahm sein Gewehr zur Hand und ging hinaus. Er fand den Platz ohne Mühe. Auf einem mit üppigem Grün prangenden Rasen, in der Mitte von einem Bach durchschnitten und von drei Seiten mit laubbedeckten Hügeln umgeben, stand die Scheibe hoch aufgerichtet. Ein helles Feuer brannte unfern vom Schießplatz. Ein Faß mit Bier, festlich mit Blumen und Bändern geschmückt, stand daneben. Männer und Frauen standen dabei und tranken sich freundlich zu, andere drehten sich im Tanze, wozu ein freundlicher, alter Bergmann spielte, noch andere luden Gewehre, andere schossen.

Georg trat zum Feuer. Einer der Schützen trat ihn an mit einem Kruge. „Ist Euch gefällig, Herr," sagte er, „wir geben's gern." Georg dankte freundlich und that rings umher Bescheid.

„Wollt Ihr,“ fragte der Schütze nach einiger Zeit Georg, „wollt Ihr nicht auch einmal versuchen, einen Ring von der Scheibe herunter zu holen?“

„Wenn Ihr es mir erlaubt, recht gern,“ antwortete dieser.

„Platz da!“ rief der Schütze, „Platz da, ihr Leute. Der Herr hier will uns die Ehre erzeigen nach unserer Scheibe mitzuschießen.“ Er zeigte dabei auf Georg. Alle wichen zurück. Georg lud sein Gewehr und legte an. Alle Blicke waren auf ihn gerichtet. Der Schuß fiel, der Mittelpunkt der Scheibe war getroffen. Die versammelte Menge brach in ein lautes Freudengeschrei aus und alle warfen die Hüte hoch in die Höhe. Die jungen Bursche schossen ihre Gewehre in die Luft, andere schwenkten die Krüge.

Ein zweiter Schütze trat Georg an: „Im Namen der versammelten Menge ein Wort zu Euch, Herr. Ihr habt den besten Schuß gethan

und Euch gebührt der Preis; wollt ihn nicht verschmähen.“ Georg drückte dem Wortführer die Hand. Dieser winkte. Zwei junge Mädchen traten zu Georg. Die eine wand ihm ein seidenes Tuch um den rechten Arm, die andere schmückte seinen Hut mit einem farbigen Bande und schönen Waldblumen. „Der Schützenkönig lebe!“ riefen sie. „Er lebe!“ riefen die Umstehenden nach.

„Ich danke Euch, meine Freunde,“ sprach Georg nach einer Pause, als sich der Jubel gelegt hatte, „für Eure ungeheuchelte Freundschaft. Eure mir überreichten Geschenke will ich aufbewahren, so lange ich lebe. Euch etwas dafür anzubieten wage ich nicht, es würde Euch kränken. Aber es werden in Eurem Dorfe wohl manche Arme seyn, die Hülfe nöthig haben, unter sie theilt diese kleine Summe aus, die ich gern und freudig gebe, macht ihnen einen frohen Tag dafür.“ Er reichte einem neben ihm stehenden Schützen einige Goldstücke.

Ein neuer Freudenruf erscholl Georg zu Ehren. Alle traten um ihn herum und bezeigten ihm ihren Dank und ihre Freude. Endlich gelang es ihm, sich los zu machen. Er trat etwas zurück und blickte, sein eignes trauriges Schicksal erwägend, mit einem stillen Seufzer auf die frohe, laut jubelnde Menge.

„Ich muß Euch auch wohl Glück wünschen zu Eurem Meisterschuß:“ sprach jemand, der von hinten herzu trat und seine Hand auf Georgs Schulter legte.

Georg sah sich um, er stand zu entfernt vom Feuer um das Gesicht des Fremden erkennen zu können. Die Gestalt desselben war lang und hager. Er trug eine Flinte und Jagdtasche wie die Uebrigen.

„Ich danke Dir für Deinen Wunsch,“ sagte Georg, „es war mehr Glück als Geschicklichkeit.“

„Wahrhaftig Ihr habt Euer Schießen gut gelernt,“ lachte der Schütze auf, „so fest,

so sicher angelegt, den schwarzen Fleck rein her- ausgeschossen; man sollte darauf schwören, Ihr hättet eine Freikugel geladen gehabt."

„Was willst Du damit sagen?" fragte Georg verdrießlich.

„Nun, nichts, nichts Herr; was sollte ich damit sagen wollen? Gar nichts, als daß Ihr ein guter Schütze seyd und hättet Ihr auch eine Freikugel gebraucht, was ist das für ein großes Unglück, es hat wohl eher jemand damit geschossen und es hat ihm den Hals nicht ge- kostet."

„Bring Deine Scherze anderswo an, guter Freund," sprach Georg, „ich bin nicht dazu gestimmt sie zu hören."

„Ja freilich, wenn man so vielen Kummer hat, als Ihr, kann man wohl verstimmt wer- den," sprach der Schütze weiter. „Erst hattet Ihr ein hübsches Bräutchen, nachher ward eine Schwester daraus, und nun ist auch die fort. O weh, o weh!"

„Ha, was wird das!“ rief Georg und griff nach seinem Gewehr, „wer bist Du?“

„Kennt Ihr mich nicht, Herr George Valcourt?“ sprach der Schütze mit veränderter Stimme.

„Seyd Ihr's Oheim?“ fragte Georg und trat einen Schritt auf ihn zu.

„Ich bin's,“ sprach dieser.

„Wo hast Du Dorothea hingeschleppt?“ rief Georg aus, „bekenne wo Du sie hast und gieb sie heraus.“

„Sachte, sachte,“ erwiederte der Oheim, „so leicht bin ich nicht zu erschrecken. Gieb Dich nur zufrieden, Du sollst das liebe Schwesterchen sehen; sie ist jetzt ein treues Bild von dem, was Deine Mutter war, ehe sie in Wahnsinn dahinschied.“

„Allmächtiger Gott! was hast Du gethan?“ fragte Georg und alles Blut wich ihm aus dem Gesicht.

„Nicht mehr als Dein weiches Wachsherzchen wird ertragen können,“ ich weiß, Ihr

seyd auf der Wanderschaft, das entflohene Täubchen zu suchen; kommt nur Morgen in die Felsenschluchten des Andreasberges, dort will ich Euch in meiner neuen Wohnung empfangen."

Georg war außer sich, ein Schwindel faßte ihn, er sank zu Boden. Als er wieder zu sich kam, fand er sich von mehreren Dorfbewohnern umgeben.

„Was ist Euch begegnet, Herr?" fragte einer unter ihnen.

„Mir ist plötzlich nicht wohl geworden," sagte Georg, der jetzt wieder völlig zur Besinnung gekommen war, „ich bitte Euch, begleitet mich nach Hause."

Es geschah. Von den fürchterlichsten Ahnungen gefoltert, mit Schrecken und Sehnsucht den folgenden Tag erwartend, kam Georg bei den Seinigen an.

Vierzehntes Kapitel.

Das Zimmer. *)

Georg fand sich nach und nach wieder und alles was er von seinem Oheim gehört hatte, trat jetzt lebendig vor seinen Geist. Er brachte eine Nacht zu, so schrecklich, wie er noch keine durchwacht hatte. Kaum grauete der Morgen als er seinen Vater und Anton weckte. „Auf," rief er, „laßt uns eilen, ich habe noch gestern eine Spur gefunden, wir müssen nach dem Andreasberg."

„Dort weiß ich jeden Winkel und kenne jeden Baum," entgegnete Anton, „ich bin da einen Sommer hindurch bei meiner Mutter

*) Zimmerstraße.

Bruder gewesen, ehe dieser starb; dort will ich Euch führen."

Die bekümmerten Wanderer machten sich auf den Weg. Den ganzen Tag durchstreiften sie das Gebüsch, durchsuchten alle Höhlen und Schluchten, alles umsonst.

Sie kamen spät am Nachmittage in ein schauriges Felsenthal, in dessen Mitte sich ein, mit Tannen und Fichten bedeckter Hügel erhob. Auf dem Gipfel desselben stand eine halb verfallene Warte. An dem Eingang dieses Thals hatten sich unsere Wanderer gelagert und jeder von ihnen überließ sich schweigend seinen Gefühlen.

„Seht doch," sagte Anton nach einer Pause, „die alte Warte dort auf dem Hügel, wir wollen sie durchsuchen, vielleicht finden wir dort etwas."

Georg raffte sich auf. „Du hast recht, lieber Knabe," rief er aus, „kommt, laßt uns gehen."

„Ich will Euch führen,“ sprach Anton, „mir ist die Gegend hier genau bekannt. In dem alten verfallenen Thurme habe ich manche Stunde zugebracht und den Weg den Berg hinauf kann ich wohl noch wiederfinden. Kommt nur.“

Er ging vorauf. Georg und Willibald folgten, so schnell als es die erschöpften Kräfte des Letzteren zuließen.

Sie kamen am Fuße des Hügels an. „Hier,“ sagte Anton, „müssen wir hinauf klimmen. Der Weg ist schon ziemlich verwachsen, wir müssen uns durchwinden. Kommt nur.“

Er kletterte voran, die andern beiden folgten. Es ging nur langsam durch das engverworrene Gesträuch vorwärts.

Georg rief Anton zurück, um den alten Willibald zu unterstützen und ging dann voran, mit seinem Schwert eine Bahn durch das Dickicht hauend.

Sie kamen endlich auf der Höhe des Berges an und standen unten am Fuße des Thurms.

Die Thür desselben war freilich verschlossen, aber schon halb verfault. Ein starker Fußtritt Georgs sprengte sie auseinander. Eine Treppe schien hinaufzuführen, aber kein Lichtstrahl fiel durch irgend eine Oeffnung.

„Wir müssen uns Licht zu verschaffen suchen," sprach Georg und bald loderte ein helles Kienfeuer auf.

„Willkommen, willkommen in meiner Behausung zur fröhlichen Hochzeitsfeier!" rief höhnisch lachend eine Stimme.

Alle drei sahen sich fragend an, keiner wußte woher sie gekommen war. Es schien als wäre sie aus der Erde gedrungen.

„Wer da?" rief Georg und that mit seinem Gewehr einen Schuß in die blaue Luft.

Keine Antwort, alles war still. Nach einer Pause fragte er wieder, alles blieb still wie zuvor. Auch der dritte Ruf blieb ohne Antwort. Lautlos war alles weit umher.

„Nun denn,“ sagte Georg, „im Namen des Herrn!“ nahm einen leuchtenden Feuerbrand in die linke, das Schwert in die rechte Hand und stieg die Thurmtreppe hinan. Anton und Willibald, seinem Beispiel folgend, kamen ihm nach.

Als Georg ungefähr zwanzig Stufen hinaufgestiegen war, wandte er sich zu seinen Gefährten. „Hier ist eine Thür,“ sagte er, „durch sie müssen wir eindringen, ich will es versuchen sie zu öffnen.“ Ein kräftiger Stoß dagegen und sie brach morsch zusammen. Die Suchenden standen am Eingange eines engen, dunklen Gemachs. Das Licht fiel durch zwei kleine, kaum bemerkbare Oeffnungen nur sparsam hinein. Im Hintergrund lag eine menschliche Gestalt auf einem Lager von dürren Blättern.

„Weh mir! kommst Du schon wieder?“ wimmerte diese und krümmte sich, als wolle sie sich in den Boden verkriechen.

„Ha, was ist das!“ rief Georg aus und trat an das ärmliche Lager heran. Anton und Willibald blieben nahe hinter ihm. Die leuchtenden Feuerbrände brachten Tageshelle in das Gemach.

„Willkommen zu meiner Hochzeit, Ihr Herren,“ rief abermals eine Stimme höhnisch lachend in das Zimmer hinein. Alle sahen nach dem Eingang. Charles Valcourt stand in französischer Jägeruniform da.

Mit festem Schritt trat er auf den alten Willibald zu, faßte ihn bei der Hand und führte ihn an das Lager. „Kennst Du diese?“ rief er mit fürchterlicher Stimme.

„Dorothea, meine Dorothea!“ schrieen Willibald und Georg auf. Anton weinte still. Dorothea wimmerte.

„Stehe auf, Mädchen, stehe auf, Dein Georg, Dein Retter ist erschienen,“ sprach dieser.

„Der Schreckliche hier," sprach Dorothea und zeigte auf Valcourt, „hat mich Euch entrissen. Naht Euch mir nicht, Ihr Reinen, meine Unschuld hat dieser Bösewicht gemordet!"

Georg schwankte an die Wand, Anton hielt ihn. Willibald sank jammernd vor seiner Tochter nieder.

„Kennt Ihr mich, Herr Freiherr von Horneck?" rief Valcourt aus und riß Willibald vom Boden auf, indem er ihn mit einem durchbohrenden Blick ansah.

„Charles Valcourt!" rief Willibald nach einer Pause aus, „o die Gerichte Gottes sind gerecht." Er stürzte ohnmächtig zu Boden.

„Ja wohl sind sie gerecht!" rief Valcourt aus, „Mathildens Schatten ist versöhnt, mein Geschäft auf Erden beendigt." Er ging aus der Thür.

Erst nach geraumer Zeit kam Georg wieder zu sich selbst. Dorothea lag da ohne

Besinnung, ihr Puls schlug fieberhaft. Der alte Willibald lag ausgestreckt am Boden, der plötzliche Schreck hatte ihn zu sehr ergriffen, er hatte dem Tode seine Schuld bezahlt. Die Feuerbrände, die am Boden lagen, glommen noch einmal auf. Anton betete laut. Ein furchtbares Gewitter, welches heraufgezogen war, begann sich mit schrecklicher Wuth zu entladen, die Blitze kreuzten sich, ein furchtbarer Regen strömte hernieder, der krachende Donner hallte zehnfach in den Felsenschluchten wieder. Unendlichen Schmerz im Busen, nahm Georg die Flinte und hielt Wache am Eingang des Thurms.

Funfzehntes Kapitel.

Der Koch. *)

Der Morgen brach an, trübe Wolken bedeckten den Himmel, ein dichter Nebel war über das Thal verbreitet, der Donner rollte leise in der Ferne. Georg stand noch immer auf seinem Posten. Jetzt aber, als die Tageshelle eintrat und nach und nach die dunkle Nacht aus dem Thale gewichen war, ging er zurück in den Thurm, wo Dorothea, heftig angegriffen von den Ereignissen des vorigen Abends, eingeschlafen war. Anton saß zu ihrem Haupt und hatte ihren Kopf auf seinen Schooß gelegt. Willibald's Leiche lag zu Dorotheens Füßen.

---

*) Kochstraße.

Georg gab Anton einen Wink, dieser legte Dorothea sanft auf das Lager zurück und kam herbei. „Geh hinab, mein Sohn,“ sagte Georg, „in das Dorf, wo wir die vorige Nacht gewesen sind und hole einige Männer mit Tragebahren und Betten. Geh und heiß die Leute eilen.“ Anton flog davon. Dorothea schlug die Augen auf. Georg stürzte bei ihr auf die Kniee. Der Anblick des Freundes stärkte das Mädchen wunderbar, sie versuchte es mit Georgs Hülfe aufzustehen und schwankte zur Leiche des Vaters. Georg führte sie an die freie Luft. Er erfuhr hier zugleich weitläuftig die letzte That seines furchtbaren Oheims. Dorothea hatte sich am dritten Tage nach Georgs Abreise in dem Garten verspätet und eben in das Wohnhaus zurückkehren wollen, als der furchtbare Fremde aus dem Gebüsche ihr entgegentrat und sie mit sich fortriß. Er schleppte sie in diesen Thurm wo sie ein Opfer seiner Wuth ward.

Anton kam bald genug zurück. Dorothea erhielt ein möglichst bequemes Lager und ward fortgetragen. Zwei andere Männer folgten mit Willibald's Leiche. Der alte Schütze, welcher Georg den Abend vorher so gastfrei behandelt hatte und Anton begleiteten den Zug, welcher seinen Weg langsam nach dem Meierhof antrat. Georg blieb bei dem Thurm zurück um seinen Oheim zu suchen. Er suchte überall umher, aber umsonst. Nach geraumer Zeit hörte er einen Schuß, die Richtung, woher er gekommen, konnte er nicht entdecken, es schien ihm als käme er aus der Erde. Da fiel ihm der Zuruf ein, womit man sie gestern empfangen hatte. Er ging um den Thurm herum und fand an der anderen Seite, dem Eingang gerade gegenüber, eine kleine unbedeutende Oeffnung. Nach vielem Ueberlegen, wie diese mit dem Keller des Thurms zusammen hängen könne, fand er endlich eine unter dem Rasen verborgene Fallthüre. Er öffnete sie und sah hinab. Von unten herauf hörte er Stimmen schallen, ein

Lichtschimmer drang ihm entgegen. Georg lud sein Gewehr und stieg hinab. Er war eben unten angelangt, als ihm ein Mann entgegentrat, der ihn aufhielt. „Wer seyd Ihr, Herr?"

„Valcourt ist mein Name, ich suche den Mörder meines Vaters und meiner Schwester."

„Den findest Du hier," rief eine Stimme aus dem Hintergrunde. Georg sah auf. An der andern Seite des Kellergewölbes lag sein Oheim mit verbundenem Kopfe auf einem Strohlager ausgestreckt. Er ging auf den Oheim zu. Der Andere, den Georg schon als Valcourts Diener in Leipzig gesehen hatte, trat zum Feuer zurück, wo er emsig die Kohlen anschürte und verschiedene Kräuter in einen Tiegel warf.

„Schrecklicher, schrecklicher Bösewicht!" rief Georg, kaum seiner Sprache mehr mächtig, dem Oheim entgegen, „was hast Du gethan?"

„Ich habe Deine Mutter gerächt," antwortete dieser, „und ihren Sohn beschämt, der, ihren weinenden Schatten zu versöhnen, keine Hand ausstreckte."

„Recht so," rief Georg, „umhülle Deinen Mord mit dem Glanz einer großen That!"

„Meine Laufbahn auf Erden ist beschlossen, eine Kugel sollte ihr ein Ende machen, sie traf nicht. So will ich denn sehen, wie lange der Himmel mich noch erhalten will!" erwiederte der Oheim.

„Versöhne Dich mit ihm und siehe zu, wie Deine Rechnung dort oben steht, hier unten ist kein Frieden mehr für Dich," rief Georg und legte sein Gewehr an.

„Nur zu, nur zu!" rief der Oheim und wandte sich auf die andere Seite.

Georg zielte, da fiel der alte Diener, seinen Tiegel bei Seite schiebend, ihm in den

Arm. Der Schuß fuhr unter die Decke. „Der Himmel will nicht Euern Arm, Sir Georg," sprach der Alte, trat dann zum Feuer zurück, goß den bereiteten Trank in einen Becher und reichte ihn dem alten Valcourt. „Trinkt Herr! es wird Euch wohlthun."

Georg rieb sich die Stirn. Er kam zur Besinnung. „Was habe ich thun wollen!" rief er aus.

„Was Du nicht hast thun sollen," erwiederte der Oheim, „denn der Himmel legte sich in's Mittel. Leb wohl und verlaß mich. Ich nehme Abschied von der Welt. An mich selber lege ich keine Hand mehr, ich will meiner letzten Stunde ruhig entgegen sehen. Ich kehre nach Brienne zurück, in der Nähe meiner Vaterstadt will ich sterben. Leb wohl."

Er umarmte seinen Neffen und winkte diesem dann sich zu entfernen. Georg schwankte hinauf an das Tageslicht.

Der alte Willibald war zur Erde bestattet. Anton und Dorothea waren der Leiche gefolgt. Sie kehrten eben vom Gottesacker zurück, als Georg auf dem Meierhof ankam. Am andern Morgen schon traten Georg und Anton ihre früher unterbrochene Reise an, nach Jahresfrist kehrten sie zurück. Dorothea war eingegangen in die Wohnungen des Friedens. In ihrem Zimmer war noch alles wie sie es verlassen hatte. Ueber ihrem Bette hing die Brautkrone aus Goslar.

Anton und Georg waren von ihr zu Erben ihres Nachlasses bestimmt. Georg überließ alles Anton, nahm Abschied von ihm und den beiden geliebten Grabhügeln und ging.

Er trat in die Dienste des deutschen Kaisers. Den Namen Valcourt legte er ab und nannte sich Jollif. Bald war dieser Name der Stolz seiner Freunde und das Schrecken der Feinde.

Zum sechsten Male war Dorotheens Todestag wiedergekehrt. Am Morgen desselben war eine mörderische Schlacht. Gegen Abend wurde dem deutschen Heere der Sieg. Mehrere von Jollifs Freunden gingen über das Schlachtfeld. Der Mond beleuchtete die reiche Erndte des Todes. Unter einer Eiche fanden sie den Leichnam des tapfern Freundes. Eine Kugel hatte ihm die Brust zerschmettert. Mit ihren Schwertern gruben sie ein Grab und legten ihn hinein. Der Vollmond barg sich hinter einer Wolke. Die Freunde traten in einen Kreis zusammen, drückten einen Kuß auf die bleichen Lippen des Gefallenen, beteten ein Vater-Unser und bedeckten den Leichnam mit Erde.

Spiel des Schicksals.

In einer eben nicht sehr bedeutenden Stadt des Deutschen Reichs beschäftigte sich ein Schriftsteller mit Herausgabe einer Zeitschrift, die im gemüthlichen Städtchen recht viel gelesen wurde. Eine bedeutende Zufuhr sogenannter Originalien wurde von den jungen Leuten, welche das dortige Gymnasium besuchten, für die Zeitschrift geliefert, die alle, ob schleppend, wie das Senkblei des Schiffers, oder flatternd wie die herabfallende Schneeflocke, dennoch abgedruckt wurden. Doch mußten die Namen sorgfältig verschwiegen werden, weil die Vorsteher der Lehranstalt dergleichen Gekritzel, wie sie sich ausdrückten, nicht leiden konnten.

Unter den jungen Leuten, welche sich auf dieser Schule zu einer gelehrten Laufbahn vorbereiteten, befand sich einer, Namens Eduard, der auch nicht selten sein Scherflein zu der erwähnten Zeitschrift beitrug. Seine Gedichte waren anziehend, sie zeigten, wenn nicht von seltener Gedankenfülle, doch von einem regen Geiste und von einem sanften gefühlvollen Herzen. Er machte Glück, man las seine poetischen Arbeiten gern und oft hörte er, mit welchem Gefühle kann man denken! in gewählten Gesellschaften das allgemeine Lob seiner poetischen Versuche. Wiederholte Anerkennung machte seinen Ehrgeiz rege, mit Fleiß und Anstrengung arbeitete er mehrere Stücke aus und gab sie dem Herausgeber des Wochenblatts mit seinem vollen Namen unterzeichnet. Mit welcher ängstlichen Ungeduld er den Augenblick erwartete, wo das Blatt die Presse verlassen würde, das kann nur der fühlen, der selbst einmal in einem ähnlichen Zustande sich befand. Das Blatt erschien und ehe eine Stunde verging, war es

in Aller Händen. Man las, man erstaunte, alles erkannte den Verfasser. Dieser erhielt am andern Morgen von seinen Lehrern einen öffentlichen Verweis, die Spöttereien seiner Mitschüler darüber nahmen kein Ende und er beschloß in seinem Unmuth nie wieder etwas drucken zu lassen. Er hat leider nur zu redlich Wort gehalten.

Eduard war eine Waise, der Armuth drückende Last lag mit ihrer ganzen Schwere auf ihm. Seine Hoffnung, die Akademie beziehen zu können, beruhte auf dem guten Willen eines wohlhabenden Verwandten; dieser aber hatte gerade in dem letzten Schuljahre Eduards den Verlust seines Vermögens zu betrauern, das eine Beute unglücklicher Speculationen geworden war. Eduard hatte seine Schulzeit trefflich angewandt. Er hatte schätzbare Kenntnisse erworben, dabei sich ein reges Gefühl für alles Schöne und Gute und ein unverdorbenes Herz erhalten, aber das war alles und, obgleich unbezahlbar, doch nicht genug, das Leben zu

fristen. Er war arm und unbekannt, dies war genug, um keine Gönner und Freunde zu haben, genug, um keine Rettung aus seinem Elende hoffen zu dürfen. Unter zunehmendem Kummer schwanden ihm seine Tage dahin. Verzweiflung starrte aus seinen hohlen Augen, quälende Seufzer wanden sich aus seiner Brust, jede Freude des Lebens war für ihn todt, jede Hoffnung, die er sich machte, jenseits des Grabes. Da faßte er den verzweiflungsvollen Entschluß, sich nach America einzuschiffen. Mit mehreren Unglücklichen verbunden betrat er den schauervollen Pfad. Wie die Ufer seines Vaterlandes immer mehr und mehr wie Schatten verschwanden, sank auch ihm die Hoffnung, es je wieder zu sehen und eine dunkle Ahnung, das Räthsel fernerer Tage in sich fassend, stieg vor seiner Seele auf. Wochen vergingen, wärmere Lüfte hatten ihn umfächelt, jetzt wehte schon wieder ein schneidender Wind vom eisigen Nord. Er erreichte den Hafen von Philadelphia und brachte nichts als Wünsche in die neue Welt,

die dort so wenig ihrer Erfüllung entgegen reiften, als auf dem Boden der verlassenen Heimath. Kalt und fühllos ging alles an ihm, dem Gefühlvollen, vorüber und unbemerkt flossen seine heißen Thränen.

Da schimmerte ihm in dunkler Nacht ein leuchtender Stern, begierig haschte er nach seinen Strahlen. Krieg! erscholl es im Lande der Freiheit, Krieg! donnerte es durch Philadelphia's Straßen, Krieg! verkündigten die sich rüstenden Truppen, Krieg! donnerte es von den festen Citadellen aus rauchenden Feuerschlünden. — Auch Eduard griff zu den Waffen, ein leuchtender Hoffnungsstrahl belebte das halberloschene Auge. Lange kämpfte er der Freiheit und der Unabhängigkeit blutigen Kampf und zeichnete sich aus durch Tapferkeit vor dem Feinde und Menschlichkeit in dem rohen Treiben des blutigen Handwerks. Jahre waren seitdem vergangen.

Eduarden hatte das Geschick weit in's Land hineingeführt, wo eine Schlacht mit den empörten Eingebornen geschlagen worden war.

Die Americaner hatten gesiegt. Eduard lag auf der Wahlstatt schwer verwundet, ein Hülfloser, unter Hülflosen. Nicht fern von der Landstraße war die Schlacht geschlagen. Ein vorüberfahrender Bauer erbarmte sich seiner und führte ihn in seine Hütte. Unter der treuen Pflege seines gutmüthigen Wirthes genaß er endlich wieder so weit, daß er die Hütte verlassen und Gott dem Allmächtigen aus der Fülle seines Herzens danken konnte. Abschied nehmend von seinem gastfreien Wirthe, den Knotenstab in der schwachen Hand, wandelte er an einem heitern Sommermorgen in die Welt hinaus. Bald war er am Ziele seiner Wallfahrt. Im Strahl des Abendroths glänzten ihm die Thürme Philadelphia's entgegen. Mit welchen andern Gefühlen sah er sie jetzt. Doch noch war ein ziemlicher Weg zurückzulegen. Ein heftiger Durst plagte ihn, die Zunge klebte fest an seinem Gaumen. Er sah umher, wo ein Labetrunk ihm winke, da blickte aus freundlichem Grün die einladende Wohnung eines Gutsbesitzers

ihm entgegen. Fröhlich und heitern Sinnes wandelte er darauf zu und trat hinein. Die Flur ist leer, aber alles verkündet Wohlhabenheit. In der Mitte steht ein Tisch voll Bücher und Journale. Unwillkührlich greift er nach einem derselben, es ist Deutsch! Er betrachtet es näher und siehe, es ist ein Heft derselben Zeitschrift, die einst in seiner Vaterstadt erschien, er drückt es mit Thränen an den Mund, jeder Buchstabe ist ihm heilig. Er blättert es durch und eine Thränenfluth entstürzt seinen Augen, die Gedichte, die seinen Namen trugen, fallen ihm sogleich in die Augen. Er bemerkt kaum, daß der Hausherr eingetreten war und ihn fragte, ob ihn, den Fremden, die Gedichte des jungen Eduards so sehr rührten? „Ich bin es selbst,“ rief er und bedeckte das Gesicht mit seinen Händen. Der Mann, welcher bald sah, was seinem Gaste fehlte, ließ ihn mit dem Nothwendigsten versehen und redete ihm dann zu, ihm seine Verhältnisse zu erzählen. Eduard, der ein offnes freundliches Herz, der einen Lands-

mann fand, erzählte mit liebenswürdiger Freimüthigkeit seine Lebensgeschichte. Tiefgerührt entfernte sich der Mann und ließ Eduard ein Nachtlager anweisen. Am andern Morgen trug er ihm die Verwaltung seiner Güter an. In seinem neuen Wirkungskreise waltete Eduard mit Eifer und erwarb sich in seinem menschenfreundlichen Vorgesetzten einen treuen Freund.

* * *

Keinen Felsen stürzt der Zufall in's Thal, kein Sandkorn hebt der Wind durch Zufall in die Lüfte, die allwaltende Vorsehung leitet jeden Augenblick unseres Lebens und der Gedanke an Zufall ist — Gotteslästerung!

Inhalt.

O. merika - spiel des S. p153

2



Anzeige.

Zur Nachricht für die Subscribenten dieses ersten Bandes dient: daß, wenn die Herausgabe des zweiten Bandes angekündigt werden dürfte, diese den zweiten und die folgenden Bände immer um ein Viertel wohlfeiler erhalten, wenn sie darauf subscribiren.

Leihbibliotheken, wollen sich gefälligst an die Christianische Buchhandlung wenden.